Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 46 — Leipzig, den 15. November — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Schöpfung der Seele — Betrachtungen über das dreizehnte Kapitel des ersten Briefes an die Korinther. Von Frederic Robertson — Der Briefwechsel des Fürsten Wolfgang von Anhalt. Schluß — Der Evangelische Afrikaverein — Zur Fuchsmühler Bauerntragödie — Die religiösen Bilder auf der diesjährigen Ausstellung zu Berlin — Verschiedenes: Briefe an einen jungen Theologen; Geistliche Lieder; Zwei arme Junker; Königliches Pfarramt; Zum Schutze der Ehre des evangelischen Pfarrhauses; Ein gerichtliches Urteil über die Ausbildung der Theologen; Kirchliches aus Mannheim; Verleumdung eines großen Toten — Anzeigen

Die Schöpfung der Seele

„Ich harre des Herrn, meine Seele harret!"

Unter der Seele verstehen die Verschiednen Verschiednes. Die einen meinen damit den Menschen, wenn er in der Kirche sitzt, nun eine Predigt hört und nachher die Hände faltet, schließlich nach Hause geht in dem erhebenden Bewußtsein, ein Gutes gethan zu haben. Andre nehmen auch noch einige Stunden des Alltags dazu.

Das ist ihre Seele. Die harret des Herrn.

Das Innere des Menschen ist ihnen eine Art Schrank mit vielen Fächern; hier steckt etwas Verstand, dort etwas Begierde, hier etwas Phantasie, dort etwas Wille, und dann wieder hier etwas Laster und dort etwas Tugend. Da thut man in das Fach, wo „Seele" darauf steht, etwas Harren auf Gott und in das Fach daneben einige Aussichten auf ein gutes Geschäft. Jenachdem die Kunden kommen, wird dieses oder jenes gezogen; kommt ein Gelehrter, so wird zur Verstandeslade gegriffen, und für den Pastor holt man etwas Harren auf Gott.

Was heißt Seele?

Laß dir etwas von ihrer Entstehung erzählen!

Als wir zum erstenmale das Antlitz der Mutter unterschieden und faßten mit den kleinen Händchen darnach, das erste schalkhafte Lächeln über unsern Zügen: seht, da begann der Herr mit der Schöpfung unsrer Seele.

Und wir saßen um die Mutter am warmen Winterofen, und wir bangten und bebten, weinten und lachten, freuten uns und jubelten mit den Gestalten ihrer Märchen; da ward wieder ein Stück unsrer Seele geschaffen.

Und wir gingen mit dem Vater über das Feld, und er sagte uns vor allem das Eine: Sei treu und wahr! und wir schwuren uns, es zu sein und zu bleiben und zu werden; da ward wieder ein Stück unsrer Seele geschaffen.

Und wir bargen uns des Abends und beteten, beteten so heiß, daß uns Gott strenge wolle sein, damit wir sein nie vergäßen; da ward ein Stück unsrer Seele geschaffen.

Du fragst: wann endet die Schöpfung unsrer Seele?

— Endete? weißt du, das ist der Ernst unsers Lebens, daß es die Schöpfung unsrer Seele bedeutet.

Gott schafft sie in unserm Leben. Aber wir pfuschen dazwischen. Auch der heimliche Gedanke, den wir sorglich vor jedem verbargen, schlich nicht durch unsre Phantasie, ohne sich in die Schöpfung unsrer Seele heillos zu mischen.

Gott soll unsre Seele durchglühen mit seiner Kraft, die alles Unedle und Gemeine ausbrennt und vernichtet und alles Gute, Lautre, Vornehme wachsen läßt und sprießen. Die Kraft, in der die Seele zum Lichte geschaffen wird, heißt: Harren auf Gott: „mehr als Wächter auf den Morgen!
Wächter auf den Morgen!" Bz*)

*) Die Schöpfung der Seele wird das erste Stück eines Buches bilden, von dem ich hoffe, daß unsre Leser es sich und andern mit Vorliebe auf den Weihnachtstisch legen werden. Es soll den Titel führen: Zwischen den Zeilen. Dies und das für besinnliche Leute, und wird bei Eugen Salzer in Heilbronn erscheinen. D H

Betrachtung über das dreizehnte Kapitel des ersten Briefs an die Korinther

von Frederic Robertson

Es ist ein bemerkenswerter Umstand, daß die aller vollkommenste und eingehendste Schilderung, die die heilige Schrift uns von der christlichen Liebe giebt, nicht aus der Feder des Apostel Johannes kommt, der doch in hervorragender Weise der Verkünder der Liebe ist, sondern vom Apostel Paulus, dessen besondre Aufgabe es war, den nach dem Höchsten strebenden Glauben zu verkündigen.

Jedem Apostel war seine besondre Aufgabe geworden, und der Charakter eines jeden wies einen besondern Zug auf, der die übrigen überwog. Wenn man uns nach dem besondern Charakterzuge des Paulus fragte, so würden wir antworten: Es ist der Glaube; denn Paulus ist es, der uns immer wieder den Glauben als das wirksamste Mittel hervorhebt, das die Rechtfertigung der Seelen bewirkt. Johannes dagegen ist der Apostel der Liebe, ihm verdanken wir die bezeichnenden Aussprüche „Gott ist die Liebe" und „Kindlein, liebet euch untereinander." „Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm." — Aber trotzdem war es nicht Johannes, dem die Aufgabe wurde, diese ihm so besonders teure Gnadengabe näher zu schildern, sondern ein andrer erhielt sie, einer, in dessen Charakter die männliche Art die weibliche überwog; ein kühner Mann, der ungestüm und klug war, und in dem alle männlichen Eigenschaften kräftig entfaltet waren, der aber dennoch mit Nachdruck erklärte, daß alles — Glaube, Kräfte, Gaben, Geist, Verstand und Männlichkeit, der Liebe untergeordnet sei.

Einige der Gründe, die Gott das so anordnen ließ, sind auch uns begreiflich.

Wenn der Apostel Paulus bloß die Gabe des Glaubens hervorgehoben hätte, und Johannes nur die der Liebe, so hätten wir daraus schließen können, daß jeder nur das verherrlichte, was seiner Natur am entsprechendsten war, und daß ihr Urteil durch ihre persönlichen Anlagen beeinflußt worden sei. Wenn aber gerade der Apostel, der alle andern Geistesgaben so hoch stellt, sie dennoch der Liebe unterordnet und ihr gegenüber für nichts hält, so ist daran kein Zweifel mehr möglich. Es wird uns deutlich gesagt, daß das Maß der Gaben eines christlichen Charakters bei den verschiednen Menschen verschieden ist, daß aber von diesen Gaben bei jedem, der das Leben eines Christen lebt, etwas vorhanden sein muß. Kein Mensch kann die Welt besiegen ohne den Glauben, und keiner kann Gott ähnlich werden ohne die Liebe. Durch den Glauben schaffte Paulus Berge der Unmöglichkeit beiseite, und durch die Liebe wurde er Gott ähnlich.

Wir betrachten heute die christliche Liebe, und zwar erstlich: Worin sie besteht, und zweitens: Warum sie höher steht als alle andern Gaben.

Die Schilderung dessen, worin die christliche Liebe besteht, finden wir vom 4. bis 7. Verse des 13. Kapitels des 1. Korintherbriefes, und diese Schilderung ist notwendig, weil man in keiner Sprache der Welt durch ein Wort das völlig auszudrücken imstande wäre, was der Apostel unter dem Ausdrucke „die christliche Liebe" verstanden haben wollte. Das Wort „barmherzige Liebe" bezeichnet im gewöhnlichen Sprachgebrauch nur die eine Form ihrer Bethätigung, das Almosengeben, und wenn wir diesen Ausdruck anwenden, so denken wir zunächst an diese Bethätigung. Unter „Liebe" verstehen wir das menschliche Gefühl, das Gott uns verliehen hat, um uns von unsrer Selbstsucht zu befreien. In seiner höchsten Form ist es ein zu persönliches, zu ausschließliches Gefühl, um eine christliche Eigenschaft oder Gabe genannt zu werden, in seiner niedrigsten Form dagegen ist es dazu zu irdisch. Den Griechen war die ganze Welt von dieser irdischen Liebe durchzogen, und besonders ihnen gegenüber bedurfte es einer so eingehenden, sorgfältigen Schilderung der Liebe, um sie von den Gedanken zu reinigen, die sie mit diesem Wort verbanden.

Wohlwollen oder Menschenliebe sagt vielleicht schon etwas treffender, was Paulus meinte, ist aber doch ungenügend. Das Wohlwollen ist nur zu oft bloß passiv oder auch instinktiv, nur eine Empfindung und nichts mehr. Mancher Mensch ist gegen die Armen mildthätig und wohlwollend, ist voll von Plänen und Unternehmungen zum besten andrer, und ermangelt dennoch völlig des religiösen Gefühls, das mit zu der christlichen Liebe gehört. Darum hält Paulus es für nötig, uns die vorzügliche Schilderung von dem zu geben, was er unter diesem Wort versteht; die christliche Liebe ist weder das Spenden von Almosen, noch eine Leidenschaft, noch das Gefühl allgemeiner Menschenliebe: aber sie enthält etwas von dem allen. Zu Pauli Schilderung der christlichen Liebe möchte ich Zweierlei bemerken.

Manche der Eigenschaften, die der Apostel der christlichen Liebe zuschreibt, würden wir ganz andern Tugenden zuerkennen. Wir würden es die Geduld nennen, wenn der Apostel von der christlichen Liebe sagt, „sie ist langmütig und freundlich," Großmut: „sie eifert nicht," Demut: „sie treibet nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht," ehrbares Betragen: „sie stellet sich nicht ungeberdig," Friedfertigkeit: „sie suchet nicht das ihre, sie läßt sich nicht erbitten," Unschuld und Vertrauen: „sie rechnet das Böse nicht zu" und Wahrheitsliebe: „sie freuet sich der Wahrheit." Aber Paulus blickte tiefer, er sah die Wurzel aller dieser Tugenden und Gaben, er wußte, daß alle diese verschiednen Eigenschaften vereinzelt sehr wohl zu finden waren, daß, wenn sie sich aber alle zusammen fanden, dieses nur dort möglich war, wo das innere Leben aus der Wurzel der christlichen Liebe entsprang.

Wir begegnen z. B. einem Menschen, der freigebig und gutmütig ist; aber sein Leben zeigt Ruhelosigkeit, Mangel an Behaglichkeit und den Wunsch, sich vor andern hervorzuthun, sie auszustechen; von dem würde der Apostel sagen: „Er stellet sich ungeberdig." Gutmütig und freigebig ist er, aber die christliche Liebe fehlt ihm, die höher steht als alle andern Gaben, ihnen allen erst die richtige Färbung giebt, wie das Leben den Haaren, Lippen und Augen der Menschen erst die rechte Farbe verleiht.

Jeder, der die wahre, die christliche Liebe empfindet, scheut sich, andern dadurch Schmerzen zu bereiten, daß er sich selbst in den Vordergrund drängt. In dem Wunsch, besser als andre zu erscheinen, macht sich die Eigenliebe geltend, während die wahre Liebe sich in der Selbstverleugnung, dem Selbstvergessen zeigt. . . . . Der Apostel schildert uns hier einen christlichen „Gentleman." Es giebt ein Etwas, das wir feine Erziehung oder auch Höflichkeit nennen; das Wort sagt es uns schon, daß das ein Benehmen bezeichnet, wie es am Hofe gebräuchlich ist, und man pflegt anzunehmen, daß ein solches Benehmen ausschließlich Leuten von hoher Geburt eigen ist. Aber es giebt noch eine andre Höflichkeit, die wir die christliche Höflichkeit nennen wollen; der Unterschied zwischen diesen beiden besteht darin, daß die Höflichkeit der guten Erziehung in liebenswürdiger Form die eignen Rechte wahrt, die christliche Höflichkeit dagegen liebevoll für die Rechte andrer sorgt. Der beschränkte Begriff, den man in der Welt mit dem Wort „Gentleman" verbindet, läßt uns dieses nur auf Personen anwenden, die einer bestimmten Gesellschaftsklasse angehören; das alte englische Wort gentle bedeutet „fein, sanft, edel" und in einem weitern und höhern Sinne bezeichnet das Wort solche Menschen, bei denen es nicht das Blut ist, das sie fein und edel macht, sondern der Charakter. Man hat aus dem eigentlichen Wort gentle das Wort genteel gemacht, was höflich oder elegant bedeutet, und damit seine Bedeutung ebenso verengert wie die des Gentleman, Höflichkeit, und betrachtet es nun als das ausschließliche Eigentum einer Menschenklasse.

Der Geist des Christentums bewirkt das in Wahrheit, was die feine Erziehung nur äußerlich erreicht. Der wohlerzogne Mensch vergißt sich nicht; er beherrscht sein Temperament, thut niemandem zuviel, ist wohlwollend und würdig in seinem Benehmen, und das auch solchen Personen gegenüber, die er innerlich verwünscht und denen er möglichst fern bleiben möchte. Der wahre Christ ist das wirklich, was der Weltmensch zu sein vorgiebt. Die Liebe verleiht dem Christen den feinen Takt, der nie verletzt, weil sie ein Verständnis für andre hat, und sie ist stets darauf aus, die Gedanken andrer zu erraten; aus der christlichen Liebe kommt die einzige, wahre, tiefe Feinheit der Herzensbildung, die nicht auf der Oberfläche, sondern in der Tiefe des Charakters ruht.

Wenn wir den Begriff „Bildung" so fassen, dann können wir es auch verstehen, daß man die niedern, die ärmern Klassen heben und adeln kann. Das Christentum wünscht alle Menschen zu Gentlemen zu machen. Erschreckt nicht! Wir meinen das weder im weltlichen noch im sozialistischen, sondern nur im christlichen Sinne, nur in diesem wünschen wir alle Menschen geadelt zu sehen. Und wahrlich, wenn die christliche Liebe überall vorhanden wäre, so gäbe es keine rohen Tölpel, keine unmanierlichen Bauern oder niedrig gesinnte Arbeiter. Ihr antwortet mir vielleicht: Das sind alles Träume, und es ist ebenso thöricht wie zwecklos, die Verfeinerung der arbeitenden Klassen anzustreben.

Nun, meint ihr, daß es auch thöricht ist, darnach zu streben, sie zu Christen zu machen? Können sie aber Christen werden, ohne dadurch veredelt, verfeinert zu werden? Lest die Schilderung des Apostel Paulus von der christlichen Liebe, und stellt es euch vor, daß diese Liebe wirklich in den Herzen eines einfachen Arbeiters lebendig geworden ist; könnte er dann noch länger unhöflich, roh, selbstsüchtig und rücksichtslos gegen die Gefühle, Meinungen und Gedanken derer handeln, die ihn umgeben? Wenn er sich dann nicht mehr ungeberdig stellte, wenn er langmütig und freundlich wäre, sich nicht erbittern ließe und alles ertrüge, wäre er dann nicht dem Herzen nach ein Gentleman?

Wir betrachten nun zweitens: Warum die christliche Liebe höher steht als alle andern Gaben, von denen der Apostel früher geredet hat.

Da nennt er zuerst ihre Dauer: „Die Liebe höret nimmer auf."

Im Gegensatz hierzu schildert uns Paulus den vergänglichen Charakter, den die andern Gaben zeigen, er sagt: „Die Liebe hört nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden und das Erkenntnis aufhören wird." Wir wollen hier nur in unserm, dem heutigen Sinn, von diesen Dingen reden und nicht von dem Wunder, das sie damals waren; denn was bei den Korinthern nur durch ein Wunder geschehen konnte, das erreichen wir durch ausdauernde Benutzung unsrer natürlichen Fähigkeiten. Unter der Weissagung haben wir die Gabe zu verstehen, die heilige Schrift auszulegen. Gewiß eine wertvolle Gabe, aber sie hat nur Wert für den einen Zweck, und wenn der erreicht ist, so hört die Bedeutung dieser Gabe auf; es wird eine Zeit kommen, wo niemand mehr den andern zu lehren braucht, wo der Kleinste wie der Größte den Herrn kennen wird. Was für einen Wert haben dann noch die Eigenschaften, die jetzt dazu gehören, um jemand zu einem Schriftausleger zu

machen? Beredsamkeit, kritische Erkenntnis, biblisches Wissen, sie haben nur Wert für eine bestimmte Zeit und werden bald überflüssig sein.

Und die Sprachen, von welchen der Apostel sagt, daß sie aufhören werden — ihre Kenntnis war damals ein Wunder; jetzt erlangen wir sie auf natürliche Weise. Man hat es oft bemerkt, daß die Kenntnis mehrerer Sprachen die Menschen ganz besonders zur Eitelkeit reizt. Wer zwei Sprachen spricht, kann seine Gedanken zwei Menschen verschiedner Nation mitteilen, das ist gewiß wertvoll, aber der Gedanke braucht dadurch noch keine doppelte Bedeutung zu erhalten. Wir finden aber, daß der gewandte Sprachkenner meist viel eitler auf seine Fähigkeit ist, als der weise Denker und Forscher. Dasselbe war bei den Korinthern der Fall und die Gabe der Sprachen machte sie eitler, als die viel nützlichere der Weissagung und Lehre.

Aber angenommen, daß es einen Menschen gab, der zu Paulus Zeit fünfzig Sprachen kannte, wie viele oder vielmehr wie wenige von diesen würden uns jetzt noch von Nutzen sein? Die Sprache der Parther, Meder, Elamiter, Mesopotamier, Kappadozier, der Männer aus Judäa, wären sie nicht für uns alle völlig nutzlos? Ja die Sprachen werden aufhören, und das Erkenntnis wird aufhören, denn sie haben für den Menschengeist nur einen zeitweiligen Wert. Nehmen wir z. B. die Kenntnisse eines Arztes. Sie sind durch das Vorhandensein der Krankheiten nötig geworden; würden sie nicht ihre Bedeutung verlieren, sobald die Krankheiten aufhörten? Ebenso steht es mit den Kenntnissen des Juristen, die nur so lange notwendig sind, als es Verbrecher giebt; sobald keinem Menschen mehr Unrecht geschieht, weder seiner Person noch seinem Eigentum, wird die Gesetzeskenntnis bedeutungslos; all das Wissen, das die Jahrhunderte für den Advokaten aufgehäuft haben, wird verschwinden, sobald das Christentum wirklich auf Erden regiert.

Dasselbe läßt sich auch von den andern Wissenschaften sagen, die sich doch auch beständig verändern und veralten. Die tiefe Philosophie der Griechen, diese Wissenschaft, die zu der Zeit des Apostels Paulus so einflußreich war, erscheint uns jetzt recht fremdartig; denn seit der Zeit ist uns ein viel helleres Licht aufgegangen. Und was die Wissenschaft der Geographie, Astronomie und Physik der alten Zeit betrifft, so ist sie fast völlig verschwunden. Sind das nicht Gründe, um uns Menschen demütig zu machen?

Wenn die Zeit mit den Errungenschaften des tiefsten menschlichen Wissens so umgeht, daß diese im Laufe einiger Jahre selbst den Schulknaben nicht mehr genügen, welche demütige Stellung gebührt da nicht dem Einzelnen, uns, die wir so wenig wissen! Wenn wir daher einmal geneigt sein sollten, uns auf unser geringes Wissen, unsre kleine Bücherkenntnis, unsre dürftige wissenschaftliche Einsicht etwas einzubilden, so wollen wir innehalten und darüber nachsinnen, wie all das Wissen der großen und weisen Männer, die zur Zeit des Apostels Paulus lebten, jetzt so wertlos geworden ist, ausgenommen die eine Erkenntnis, die vom gekreuzigten Christus! Alles ist dahin geschwunden, alles hat aufgehört, nur nicht die Botschaft an die, „welche ihre Kleider gewaschen haben und helle gemacht im Blute des Lammes.“

Der zweite Grund, warum die christliche Liebe höher steht als alle andern Gaben, ist der, daß sie die Vollendung, das Vollkommne ist. Gaben, Wissen, Sprachen sind alle bloß Mittel zum Zweck, die Liebe allein ist die Vollendung unsers menschlichen Wesens, sie ist die Frucht, die der Stamm, die Knospe, die Blüte des Baumes hervorbringen soll.

Der Apostel bedient sich zweier Bilder, um uns das anschaulich zu machen; er sagt: „Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“

Der Apostel sieht unser menschliches Dasein als ein im Fortschritt begriffnes an; wie sich unsre Kindheit zum Mannesalter verhält, so verhält sich unser aller vollkommenstes Mannesalter zu unserm himmlischen Sein. Wir thun ab, was kindisch ist, wenn wir Männer werden, und wir werden die männlichen oder menschlichen Dinge völlig abthun, wenn wir dem Reich des Geistes angehören. Die kindliche Unwissenheit hält sich für klug und besitzt eine Selbstsucht, die die Wünsche andrer nicht anerkennt; sie steht unter der Sklaverei ihrer augenblicklichen Impulse. Aber wenn uns das Alter darüber belehrt hat, wie wenig wir wissen, und daß die menschliche Gesellschaft nur dann bestehen kann, wenn der Einzelne einen Teil seiner Selbstsucht opfert, dann thun wir als Männer ab, was kindisch war.

Aehnlich verhält es sich mit vielen andern Dingen; manches dient hier auf Erden sogar einem hohen Zweck, gehört aber doch nicht zu unserm höchsten Sein. Z. B. der Ehrgeiz, dieses letzte Gebrechen eines edeln Sinnes, was für ein Sporn zu den größten Anstrengungen ist er, was für ein siegreicher Gegner der Faulheit! Wenn wir den Ehrgeiz ganz unterdrücken könnten, wie wenige der großen Thaten würden dann gethan werden! Und der Patriotismus, er ist eine Tugend, aber nicht die höchste; hier auf Erden können wir ihn nicht entbehren. Auch unser Herr empfand das bei seinem Erdenleben. Er war ein Jude und fühlte tief mit seinem Volke. Aber wenn wir in das Land gekommen sein werden, wo es weder Juden noch Griechen giebt, weder Knechte noch Freie, dann wird auch der Patriotismus aufhören.

Blicken wir nun auf die Freundschaft und andre persönliche Beziehungen, so zeigt sich, daß sie nicht die christliche Liebe ersetzen; diese sucht nur, was Christus gleicht, jene beruht auf persönlicher Anziehung. Solange Christus noch auf Erden lebte, hatte auch er persönliche Beziehungen; für Johannes empfand er eine starke menschliche Liebe, die aus der Aehnlichkeit ihrer Charaktere entsprang; aber es war seine göttliche Liebe, die ihn sagen ließ: „Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder?“ Und dann indem er auf seine Jünger wies: „Sehet, das ist meine Mutter und meine Brüder; denn wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbe ist mein Bruder, Schwester und Mutter.“ Alle diese Beziehungen sind menschlich und werden einst abgethan werden. Patriotismus, Ehrgeiz und Freundschaft werden verschwinden und werden Höherem Platz machen.

Der zweite Vergleich des Apostels stellt uns und unsre mangelhafte Einsicht in Gegensatz zu dem ungetrübten, vollkommnen Blick der Klarheit: „Wir sehn durch einen Spiegel.“ Im Altertum waren die Spiegel aus Metall, und man sah durch sie alle Gegenstände nur trüb, verworren und farblos. Ebenso, meint Paulus, sehen wir jetzt die göttlichen Dinge nur „dunkel.“ Wir sehen Gott gewissermaßen nur durch den Spiegel unsrer eignen, beschränkten, menschlichen Einsicht. „Unser Vater“ hat wohl schwerlich so dürftige Eigenschaften, wie wir uns das aus unsrer menschlichen Erfahrung von dieser irdischen Verwandtschaft zusammengesetzt haben, einer Verwandtschaft, der wir auch den Namen entlehnt haben. Gottes Liebe stellen wir uns so vor, wie wir die menschliche Liebe kennen gelernt haben — als eine schwächliche, parteiische, selbstsüchtige Liebe, und auch den Himmel gestalten wir uns vermittelst unsrer irdischen Einbildungskraft. Dem Indianer ist der Himmel ein Jagdgefilde, dem alten Normannen ein Kriegsbankett, dem Mohammedaner ein Reich irdischer Lust, dem Mann der Wissenschaft der Ort, wo ihm die Natur alle ihre Geheimnisse offenbaren wird: „Wir sehn durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort“ und „unsre Erkenntnis ist Stückwerk.“ Ebenso wie das helle, klare Tageslicht auf uns wirken würde, wenn wir aus einem dunkeln Zimmer kommen, wird das Licht auf unsern verklärten Geist wirken, wenn er aus dem Schattendasein dieser Welt, wo wir die Dinge nur halb und wie in einem friedlosen Traume schaun, einst Gottes Wahrheit gegenüber tritt.

Der Apostel Johannes sagt: „Und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist. Und ein jeglicher, der solche Hoffnung hat zu ihm, der reiniget sich, gleich wie er auch rein ist.“

Wir schließen unsre Betrachtung damit, daß wir zusammenfassend sagen: Wir sollen alle unsre Gaben pflegen, keine soll

von dem Christen verachtet werden. Jede Gabe, jede geistige Fähigkeit, die dazu dienen kann, die menschliche Natur zu schmücken, soll gepflegt und zu ihrer höchsten Vollkommenheit ausgebildet werden; aber nicht sie sind es, die uns Gott näher bringen; „selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." „So wir uns unter einander lieben, so bleibet Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns."

Wer einen starken, kühnen Glauben besitzt, der wird wahrscheinlich große, wunderbare, ja unmöglich scheinende Dinge leisten. Wer eine freudige Hoffnung besitzt, dessen Leben wird hell und nicht dunkel sein. Aber Gott schauen, ihn sehen, wie er ist, den König aller Schönheit, dazu hilft uns weder die Wissenschaft noch alle Gaben, nur der Reinheit und Liebe wird dieser Preis zu teil.*) v A

Der Briefwechsel des Fürsten Wolfgang von Anhalt

2**)

In dieser Zeit der Not suchte Wolfgang Verbindung mit dem neuen Kurfürsten Moritz, nicht bloß, um wieder in den Besitz seiner Lande zu kommen, sondern besonders auch, um der Sache des Evangeliums förderlich sein zu können. Durch den König von Dänemark kam er zunächst Herzog August von Sachsen, dem Schwiegersohn desselben, näher und durch diesen dem Kurfürsten Moritz. An Herzog August schrieb er deshalb 1549:

„Ich will Euch, meinem Herrn, nicht bergen, wie ich jetzt bei der Königl. Majestät von Dänemark gewesen, haben S. Majestät, auch desselbigen Gemahl bei mir gnädigst befohlen, wann ich wieder in das Land käme, mich zuvörderst zu Euch, meinem Herrn, und desselbigen Gemahl zu verfügen, auch dieselbigen von ihren beiden Majestäten wegen freundlich anzureden. Nachdem sich dann ihre Majestäten ganz gnädig gegen mich erzeiget, hab ich solches zu wagen nicht gewußt, und ist demnach mein dienstlich und freundlich Bitten, Ihr, mein Herr, wollten mich verständigen, wo anders derselbigen gelegen, wo ich die Woche nach Oculi und Lätare zu meinem Herrn und desselbigen Gemahl kommen soll. Sos derselbigen gefällig, wäre mir Weißenfels oder Freiburg am gelegensten." Und in demselben Jahre schrieb er ihm: „Ew. Gnaden haben sich mir mit gnädigem Willen und Förderung zu erzeigen erboten. Nun werden Ew. Gnaden berichtet sein, daß die Kaiserl. Majestät mir also meine Herrschaft genommen und dem von Ladron gegeben, dem ich nun ein stattlich Summe geben muß. Weil mir etliches Geld, darauf ich vertröstet bin, aussteht, so ist an Ew. Gnaden mein dienstlich Bitten, dieselben wollten mir aus gnädigem geneigtem Willen tausend Thaler vorstrecken." Das Geld wurde sofort gezahlt. Nachher trat Wolfgang in die Dienste des Kurfürsten Moritz und war unablässig darauf bedacht, die Albertiner und Ernestiner zu versöhnen, daß sie wieder „freundliche und vertrauliche Vettern und Gevattern miteinander werden sollten."

Bei der Belagerung der Stadt Magdeburg, an der Moritz die kaiserliche Acht zu vollstrecken hatte, nahm sich Fürst Wolfgang der Belagerten sehr an und schreibt einmal: „Gott helf allen frommen Christen und insonderheit denen von Magdeburg!" und ein andermal: „Gott helf den guten Leuten in der Stadt; sie haben sich als Christen und Krieger. Der Herr wolle ihr Schutz sein." Als Moritz gegen den Kaiser aufgetreten war und 1552 den Vertrag von Passau erzwang, schreibt Wolfgang nach Passau: „Der barmherzige Vater aller Gnaden wolle durch Christum Jesum, unsern Erlöser und Seligmacher, den heiligen Geist verleihen und geben, daß auf dem Tage zu Passau alles dasjenige möge verhandelt und beschlossen werden, das zu Gottes Ehre, Förderung seines Werks und zu der Christenheit Fried und Wohlfahrt gereichen möge, daß wir bleiben bei dem reinen göttlichen Wort und unsrer Religion, auch der Augsburgischen Konfession, auch unsern christlichen Zeremonien, dergleichen bei unsrer alten deutschen Nation Freiheit und Gerechtigkeit."

Nach dem Tode des Kurfürsten Moritz schloß er sich dem Kurfürsten August innig an und schreibt ihm in allen wichtigen Angelegenheiten. So z. B. 1555: „Dieweil nun der Bischof von Meißen auch gestorben, so bitt ich dienstlichen, Ew. Gnaden wollen darin sein, damit man ein guten evangelischen Bischof dahin bekomm; denn es könnens wahrlich Ew. Gnaden mit gutem Gewissen nicht verantworten, daß man alldar die Abgötterei auch zu Merseburg und Zeitz so lange gelitten. Ich bitt, Ew. Gnaden wollen mirs zu gut halten, denn Gott weiß, daß ichs aus christlichem und gutem Gemüt meine." Zu dem Religionsgespräch zu Worms 1557 schreibt er: „Dieweil Ew. Gnaden als der Oberste dazu verordnet und weils Gottes anlanget, wollen Ew. Gnaden dieser Handlung eigner Person beiwohnen, als trag ichs kein Zweifel, der liebe, barmherzige Gott wird es Ew. Gnaden hier zeitlich und dort ewiglich belohnen; so werden auch viel fromme Christen treulich Ew. Gnaden vergelten." Und 1559 zum Reichstage zu Augsburg: „Und wie wohl mein ungeschickte Erinnerung ohne Not, thu ichs, weiß Gott, als der arme getreue Diener und bitt zum dienstlichsten, Ew. Gnaden woll sich Gottes Wort zu fördern mit Fleiß lassen befohlen sein."

Auf dem Fürstentage zu Naumburg 1561 trat er noch einmal öffentlich hervor und unterzeichnete die Augsburger Konfession zum zweitenmal. Vorher hatte er deshalb an den Kurfürsten August geschrieben:

„Ich bin erbötig, die Konfession, wie sie zu Augsburg Kaiserlicher Majestät übergeben und vom Kurfürsten Johann und andern Fürsten, auch mir unterschrieben, wiederum zu unterschreiben, doch daß die jetzige der vorigen ganz gemäß und nichts darinnen verändert. Denn Ew. Liebden haben zu bedenken, in was Leichtfertigkeit und Beschwerung es mir gereichen wollt, wenn eine andre Konfession ich unterschreiben wollt, denn wie der Kaiserlichen Majestät zu Augsburg übergeben."

In theologische Streitigkeiten mischte er sich in seinem Alter nicht mehr, aber reges Interesse hatte er allezeit an dem Fortgange des Evangeliums. So schrieb er 1559 an den jungen Erzbischof Siegmund von Magdeburg, der evangelisch geworden war, aber im Dom zu Magdeburg noch die katholische Messe gestattete:

„Nachdem ich mich Euch, meinem Herrn, zu dienen schuldig bekenne, aber doch das Alter und Vermögen gering, gleichwohl weiß ich diese Erinnerung nicht zu unterlassen, die, weiß Gott, aus christlicher treuer und guter Wohlmeinung geschieht. Denn ich bin berichtet, daß Ew. Gnaden selten predigen lassen. Weil denn St. Paulus saget, der Glaube kommt aus dem Gehör, derhalben bitt ich zum dienstlichsten, Ew. Gnaden wolle das Ansehen der Menschen hintan thun und einen christlichen frommen Prediger annehmen, der Ew. Gnaden und den Ihren das reine Wort Gottes lauter und klar predige und lehre, und es auch mit Fleiß hören. Zu dem bin ich auch berichtet, daß gleichwohl zu Halberstadt belangend die päpstische Abgötterei sehr bestehet und derselbigen Zeremonien gehalten, das wahrlich erschrecklich zu hören. Denn Christus selber sagt: Wer mich bekennt vorn Menschen, den will ich wieder bekennen vor meinem himmlischen Vater, wer mich aber verleugnet, will ich wieder verleugnen. Weil denn zu Halberstadt zu weit gangen, so bitte ich zum dienstlichsten, Ew. Gnaden wolle sich bedenken und zu Erkenntnis der Buße durch die Gnade Gottes greifen, und unsern Seligmacher durch sein Wort frei bekennen, auch dasselbige sein Wort nach allem Vermögen von derselbigen Dienern fordern. So trage ich keinen Zweifel, der liebe Gott werde Ew. Gnaden wiederum Glück, Heil und alle Seligkeit verleihen. Mit ganz dienstlicher Bitt, Ew. Gnaden wollen dies mein ungeschickt Schreiben, das doch wahrlich nicht anders, denn aus christlichem Gemüt geschieht, gnädiglich und wohlmeinig annehmen und unser gnädiger Herr Schwager und Gevatter sein und bleiben."

In den letzten Jahren seines Lebens trat Fürst Wolfgang die Regierung ab und zog sich, siebzigjährig, nach Coswig und dann nach Zerbst in die Stille zurück, um sich auf sein

*) Robertsons Reden über die Korintherbriefe erscheinen soeben bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. Die erste Lieferung ist ausgegeben. Obige Uebersetzung steht jedoch mit der Buchausgabe in keinem Zusammenhange. D H

**) Vergl. Nr. 43.

letztes Stündlein vorzubereiten. Im regsten und herzlichsten Verkehr stand er immer mit dem kurfürstlichen Hause. Der Kurfürst und seine Gemahlin erwiesen dem greisen Fürsten viel Liebe und Freundlichkeit, sodaß er schreibt: „Ich kann die und andre Wohlthaten, so mir von Ew. Gnaden Herrn und Gemahl und Ew. Gnaden widerfahren, nicht verdienen; der Barmherzige belohns Ew. Gnaden allerseits reichlich“ — und: „Ich bitt, Ew. Gnaden wollt mir zu Gnaden derselben Gemahl meinen armen, alten, willigen Dienst sagen und Ihr Gnaden bitten, daß sie meiner als ihres armen, alten Gevatters mit guten Wassern (Arznei) nicht vergessen wollt. Ich kanns nicht verdienen, aber in meinen armen Paternostern will ich Ew. Gnaden nicht vergessen“ — und scherzend: „Ew. Gnaden Gemahl als die Doktorin wolle meiner mit der Arznei nicht vergessen, es müsse aber Schalksarznei nicht mit unterlaufen.“ Ebenso schickt Wolfgang allerlei Aufmerksamkeiten nach Dresden, so z. B.: „Einen faulen Käsen“ — oder „Vier Häcklein an ein Herzkappen, so gut als ein Bernburgischer Goldschmied sie gemacht, dazu zwei Beinlein zu Stochlein (Zahnstocher), eines Ew. Gnaden und das ander meiner gnädigen Frauen und Gevatter, Euer Gemahl“ — oder „da Gott ihm einen ziemlichen Lachs beschert“ — ein Schock Neunaugen: „Hätt ich was Besseres, das Ew. Gnaden gefällig sein möcht, wollt ichs derselben desto lieber geschickt haben. Ich bitt Gott, daß sie Ew. Gnaden samt derselbigen Gemahl, meiner herzlichen gnädigen und liebsten Gevatter, schicklich, fröhlich und gesund genießen.“ Als er von seiner letzten Reise nach Dresden 1565 zurückgekehrt war, berichtet er aus Zerbst: „Bin gesund in Zerbst angelangt, ja gesunder denn ich von hinnen gezogen, denn Gott hat mir auf der Reise geholfen. So habe ich an Ew. Gnaden und derselbigen Gemahl so gute Aerzte gehabt, daß ich wohl haben müssen gesund sein, zudem daß ich mein junges Herz an dem freundlichen Gesicht meines herzlichen Buhlen (seines Patenkindes) also erfreut, daß ich hoffe, wills Gott, nun desto länger zu leben.“ In seinem Alter litt er oft an der roten Rose und am Zipperlein, das er scherzend in seinen Briefen den „König von Cypern“ nennt: „Mein Freund, der König von Cypern, hat mich wiederum heimgesucht“ — „Der König von Cypern hat mich ziemlich angegriffen, und so ich nicht zwei Pferde verloren, so ist doch eins dahin“ — „Ich will mit dem König von Cypern verhandeln, ob er mich reisen läßt.“ Auf eine Einladung erwiderte er: „Der Leib ist willig, doch wollens die Schenkel nicht leiden“ — „Ich besorge, mein Rennen will nunmehr zum Tanzen am Stecken geraten“ — „Derwegen besorg ich, daß ich schwerlich ein Hasen werd erlaufen oder einen guten Jäger geben; doch muß ichs dem lieben Gott ergeben.“

Seine letzten Briefe hat er „mit Zittern und kranken Händen“ geschrieben; ganz zuletzt ließ er sie schreiben. Wenige Wochen vor seinem Tode erhebt der ehrwürdige Greis noch einmal seine mahnende Stimme, schon vom Sterbelager aus, und schreibt an den Kurfürsten August, der sich rüstete, auf den Reichstag zu Regensburg zu gehen: „Nachdem wir in Erfahrung, daß Ew. Liebden sich in kurzem zu dem angesetzten Reichstage zu erheben willens, als wünschen von Gott dem Allmächtigen Ew. Liebden und den Ihren wir zu solchem Gottes Gnad, Segen, Glück und also Wohlfahrt. . . . . . Sintemal wir nun ein ganz Jahr krank und darnieder liegen und nirgend hinkommen können, denn daß man uns auf den Stuhl und wieder ins Bette geleitet und geführt, so müssen wir es auch seinem göttlichen Willen anheimstellen. . . . . . Wir bitten dienstlich und freundlich, weil an diesem Reichstag merklich gelegen, daß Ew. Liebden als ein christlicher fürnehmster Kurfürst vor sich daran sein und bei der Kaiserlichen Majestät, wie sie vor andern, Gott Lob, wohl thun kann, unterthänigst fleißigen und fördern helfen wollt, damit des Papstes und seines Anhangs Abgötterei, Gotteslästerung und dem heiligen Evangelio widerwärtige Anschläge und Praktiken, deren sie sich unzweifel manchfältig unterstehen werden, gehindert und gesteuert und allein auf Gottes Lob und Ehre und Ausbreitung seines heiligen göttlichen Worts gesehen und deshalb mit bestem Vermögen und Fleiß befördert werden möge. — Wir wollen Gott den Allmächtigen täglich anrufen und bitten, solcher Reichsversammlung mittels seinem heiligen Geist beizuwohnen und dieselb mit Gnaden zum Besten dirigiren und richten.“

Von den letzten Lebenstagen des Fürsten zu lesen, wie sie uns sein Beichtvater, der Prediger Ulrich, beschrieben, ist tief erbaulich. Am letzten Sonntage, den er auf Erden erlebte, erhielt er noch einen Brief von seinem alten Freunde, dem Herzog Barnim von Pommern, worin dieser schrieb: Alters halben könnten sie beide in diesem Leben nicht mehr zusammenkommen, aber er tröste ihn der herrlichen und fröhlichen Zusammenkunft im ewigen Leben. Fürst Wolfgang hatte auf seinem Krankenlager über diesen Brief eine herzliche Freude und sprach ein christliches „Amen“ dazu. Wenige Tage darauf, am 23. März 1566, ist er „ohne einiges Zucken sänftiglich in Gott entschlafen.“ Er hatte einen guten Kampf gekämpft und Glauben gehalten.

Bin zu Ritt und Streit
Meinem Herrn bereit!
Wär mir wohl zu Mut,
Könnt ich für Gut und Blut
Ein ewig Kränzlein tauschen.

Nun hat ers erlangt, das Ehrenkränzlein, die Krone des ewigen Lebens.

Trutzend Schmach und Not,
Fest bis in den Tod,
Stritt für Licht und Recht
Des Herrn getreuer Knecht,
Wolfgang, der echte Anhalt!*)

Westphahl

Der Evangelische Afrikaverein

Schon wieder ein neuer Verein! Am Ende gräbt der eine dem andern das Wasser ab; man lasse sich doch endlich an den zahllosen bestehenden Vereinen genügen! So hört man heutzutage allgemein klagen gerade auch unter den treuen Gliedern der Evangelischen Kirche.

Aber was hilfts; so lange noch immer neue Aufgaben an unsre Kirche herantreten und die alten noch nicht bewältigt sind, wirds auch immer neuer Einrichtungen bedürfen, um den dringenden Forderungen der Zeit gerecht zu werden. Und so lange die evangelische Kirche noch keine andern Mittel und Wege hat, ihre Glieder für all die verschiednen Aufgaben zu gemeinsamem Streben und Handeln zusammen zu fassen, als die freien Vereine, — nun so lange müssen wirs uns auch gefallen lassen, „schlecht und recht“ mit diesem evangelischen Universalmittel zu wirtschaften. Auch meine ich, es hat bisher schon so Mannigfaches und Großes geleistet, daß man nicht allzu bedenklich und verzagt sich einem neuen Verein gegenüber stellen sollte; man müßte denn den Nachweis liefern können oder doch die feste Ueberzeugung haben, daß aus den weiten Kreisen der Evangelischen neue, vermehrte Kräfte und Mittel, neue, vermehrte Hilfsarbeiter nicht mehr zu gewinnen wären; während doch thatsächlich die großen breiten Massen für die innern und äußern Missionsaufgaben unsrer deutschen evangelischen Kirche noch gar nicht in Bewegung gesetzt sind. Und doch soll und muß das geschehen, und dazu sind alle Hebel allenthalben anzusetzen.

Ja, ists denn überhaupt ein notwendiges, dringendes Werk, das dieser neue Verein sich vorgesetzt hat? Wer die Verhältnisse kennt, der kann darauf nicht anders als unbedingt bejahend antworten.

Der Evangelische Afrikaverein will den evangelischen Missionen bei ihrer verantwortungsvollen Arbeit in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten Togo, Kamerun, Südwestafrika und Ostafrika helfend zur Seite treten, nicht weil er ihre gerade auch in Afrika reichgesegnete Wirksamkeit verkennte — nach berühmten Mustern —, sondern gerade weil er die hohe und vor allen andern Arbeiten in Afrika wichtige Bedeutung der

---

*) Vgl. 1. F. Westphal: Fürst Wolfgang von Anhalt. Bilder aus seinem Leben. Dessau, Baumann, 1892; 20 Pfge. 2. Hermann Lorenz: Fürst Wolfgang von Anhalt. Dessau, Kahle, 1892; 25 Pfge.

deutschen evangelischen Missionen anerkennt, will er ihre Stellung stärken. In der Ueberzeugung, daß in dem evangelischen Glauben, zu dem die Mehrheit des deutschen Volkes sich bekennt, die feste Grundlage für alle Unternehmungen gegeben ist, die in der Heidenwelt deutsch-christliche Gesittung und Kultur wachrufen wollen, sucht der Evangelische Afrikaverein Hand in Hand mit unsern Missionen die Werke christlicher Nächstenliebe in Deutsch-Afrika zu fördern und zu unterstützen. Humanitätsmission — wie D. Warneck es genannt hat — in deutsch-evangelischem Sinn und Geist will er betreiben. Darum ist in erster Linie an die Gründung von Erziehungs-, Arbeits- und Bildungsstätten für befreite Sklavenkinder und erwachsene der Freiheit zurückgegebne Sklaven gedacht, sowie an die Aussendung von Aerzten, Errichtung von Krankenhäusern, Förderung der evangelischen Krankenpflege und aller Werke der Barmherzigkeit.

Diese Arbeit treibt bisher die evangelische Mission nur als Nebenarbeit oder hat sie ganz unberücksichtigt lassen müssen, da sie nach deutsch-evangelischer Missionspraxis und Auffassung nur in mittelbarem Zusammenhang steht mit den eigentlichen Aufgaben des Missionars, dessen erste und wichtigste Arbeit die Predigt der frohen Botschaft ist. Aber gerade da, wo der Same des Evangeliums auf fruchtbaren Boden fällt, bedarf es der weitern Hut und Pflege, um die noch schwache Saat zu stärken und zu bewahren, und was wäre dazu besser imstande als die dienende Liebe christlicher Barmherzigkeit und Erziehung? Was etwa unsern deutschen Vorfahren in den ersten Zeiten nach der Christianisirung die Klöster leisteten als Mittelpunkte, Pflanz- und Pflegestätten christlicher Kultur im Ackerbau, Handwerk, Erziehung, Unterricht, Kranken- und Armenpflege, das sollen in evangelischem Geist und deutscher Art die Stationen des Evangelischen Afrikavereins in Afrika werden. Andrerseits wird es unfraglich der Mission die Arbeit erleichtern, ihr die Vorarbeit thun und die Wege ebnen, wenn z. B. in den Sklavenfreistätten die heidnischen Afrikaner bereits gesammelt und unter den Einfluß christlicher Zucht und Arbeit gestellt sind, oder wenn der Liebesdienst christlicher Krankenpflege ihnen das Wunder des neuen Geistes sichtbar zur Erkenntnis gebracht hat. Wie dem missionirenden Paulus die römische Weltbeherrschung und die griechische Weltkultur seine Missionsbahnen unter den Heiden bereiteten, so wird die deutsch-evangelische Kulturarbeit des Evangelischen Afrikavereins zum Vorteil und zur Erleichterung der evangelischen Mission dienen und in Bethätigung echt evangelischer christlicher Gesinnung dem Fluch entgegenarbeiten, den jetzt vielfach europäische Zivilisation mit ihrem mancherlei Gift und Laster in die unzivilisirten Heidenvölker Afrikas trägt, — ein Fluch, auf den ja gerade die neuesten Vorgänge (Fall Leist) mit erschreckender Klarheit hinweisen. Allen Kennern der Verhältnisse war es ja auch schon vor diesen Enthüllungen bekannt, daß viele Vertreter dieser Zivilisation und Kultur in den Kolonien gerade deshalb der evangelischen Mission so feindlich gesinnt sind, weil sie ihnen gegenüber den Sünden der Unzucht eine unbequeme, hinderliche Mahnerin ist. Wir begrüßen es dankbar, daß diese Thatsache auch in der Kolonialgesellschaft Berlin endlich einmal laut ausgesprochen und gebührend gebrandmarkt ist.

Aber, hält man dem Evangelischen Afrikaverein entgegen, die Mission selbst wünscht eure Mitarbeit gar nicht, sie glaubt eure Hilfe völlig entbehren zu können. Selbst wenn dieser Einwand den Thatsachen entspräche, würde er unsre Pflicht, an diese Arbeit heranzutreten, nicht aufheben, nachdem wir sie bei der augenblicklichen Entwicklung der Dinge in Afrika übereinstimmend mit den bedeutendsten Kennern von Land und Leuten für dringend nötig erkannt haben. Doch vor allem, wir stehen thatsächlich in durchaus freundschaftlichem Verhältnis zu den Evangelischen Missionsgesellschaften, ihre Hauptvertreter haben von vornherein zu unsern treuen Beratern gehört, und niemand wünscht unserm Werk mehr Gedeihen als sie. Denn jede ehrliche, treue, evangelische Hilfe muß ihnen willkommen sein; ist doch in Afrika und besonders in den deutschen Kolonien Gefahr im Verzuge! Der Islam auf der einen, Rom auf der andern Seite, beide im Bunde mit mancherlei Vorurteilen gewisser Europäer, stehen in Afrika toujours en vedette — das gleiche Ziel mit im Grunde genommen gleichen Mitteln erstrebend, nämlich möglichst schnelle Eroberung durch Unterwerfung unter äußere Formen und Disziplinen.

Als im Jahre 1889 die große Gürzenichversammlung in Köln unter dem Vorsitz des französisch-ultramontanen Kardinals Lavigerie alle deutschen Freunde Afrikas und der Antisklaverei vereinte, — da erhofften, allzu vertrauensselig, wackere patriotische evangelische Männer eine schnell anbrechende glänzende Herrlichkeit für den dunkeln Erdteil, wo unter dem Zeichen des Kreuzes die europäischen Völker und nicht zum wenigsten das junge Deutschland sich mit Lorbeeren des Sieges und Palmen des Friedens schmücken würden. Es war eine Begeisterungsflut, „als wollte das Meer noch ein Meer gebären;" echt evangelische deutsche Patrioten, wie ein Fabri, ließen sich von dem bestechenden Schein täuschen. — Parturiunt montes, nascetur — nicht ein ridiculus mus — sondern ein — „Afrikaverein deutscher Katholiken," — eine schnell wachsende, neue Macht im deutschen Volkstum, die mehr und mehr alle kolonialgesinnten Kreise der Katholiken an sich zieht und sie dem Einfluß der paritätischen Deutschen Kolonialgesellschaft zu entfremden und entziehen sucht. So sehr wir als Patrioten und Christen diese Entwicklung der Dinge beklagen, wer den ultramontanen Geist kennt, konnte über diesen Ausgang gerade in dem „paritätischen" Deutschland nicht zweifelhaft sein. Darum war zur Wahrung der deutsch-evangelischen Interessen in Afrika, sowie auch zur Stärkung der Parität der deutschen Kolonialgesellschaft die Begründung eines Evangelischen Afrikavereins die notwendige Folge, — die vielleicht nur den einen Fehler hat, nicht zeitig genug und gerade in einer Zeit „kolonialer Depression" erfolgt zu sein. Aber hier wie so oft werden die Anfangsschwierigkeiten erst recht zum Segen gedeihen. Und das thut not. Wenn wir auch die Ueberzeugung haben, daß die römischen Missionen, wie die Missionsgeschichte zur Genüge beweist, in ihrer Arbeit dem Samen gleich sind, der ohne tiefgründige Ackerung auf steinichtem Boden schnell aufgeht, aber „nicht Wurzel hat"; wenn wir daher auch mit allen evangelischen Missionsmännern und ungeachtet der jesuitischen Art, sich in evangelische Missionsgebiete zu leichter Ernte einzudrängen, sagen: „Das Reich muß uns doch bleiben!" — so wäre es doch thöricht und unrecht, dem Bestreben der römischen Kirche, sich möglichst viel äußere Vorteile und Machtmittel in Afrika frühzeitig zu sichern, unthätig zuzuschauen. Wir wissen, welch Uebergewicht diese Kirche in der Heimat vielfach lediglich deshalb hat, weil sie von Alters her in klüglicher Voraussicht sich großen Land- und Geldbesitz erworben. Bereits geht sie in Afrika ebenso vor und legt auf möglichst viele ausgedehnte und zukunftsreiche Landstrecken ihre Hand. Im Gebiet der großen Seen, in Kamerun und Togo hat sie in diesem Vorgehen teilweis schon bedeutende Erfolge gewonnen. Am Tanganyika und Nyanza hatten die Reisenden, wie mir wiederholt versichert ist, den Eindruck eines alleinherrschenden römischen Einflusses, — und dort liegt der Herzpunkt Afrikas, dem gleichzeitig vom Westen her unter kongischer und französischer Flagge Roms Macht zustrebt! Möchte doch der deutsche Protestantismus, durch die Erfahrungen in Nordamerika gewitzigt, beizeiten in Afrika die Augen offen halten, damit sich nicht das Machtverhältnis in den politischen und sozialen Kämpfen der Weltgeschichte mehr und mehr zu seinen Ungunsten verschiebt, — oder, so das nicht möglich wäre, damit nicht durch die heutige Vertrauensseligkeit und Gleichgiltigkeit die künftige Entscheidung hinausgeschoben und erschwert werde.

Vor allem aber darf das evangelische Deutschland nicht den Verdacht und Schein aufkommen lassen, als stünde seine Arbeit in praktischen Leistungen, in Erziehungsarbeit und Werken dienender Liebe gerade auch unter den noch unzivilisirten Völkern hinter den römisch-katholischen Missionsleistungen zurück. Und wo bereits dieser Irrtum besteht, da müssen wir ihm den Thatbeweis entgegenstellen, — und das will der Evangelische Afrikaverein! Es nützt nichts, mit der Ruhe eines guten Gewissens sich alle die großen, auch äußern Erfolge der evangelischen Mission zu

vergegenwärtigen, es nützt nichts, auf Botschabelo und ähnliche Anstalten, auf die Arbeit der Barmer und Basler Mission in Westafrika hinzuweisen, — nein die „öffentliche Meinung“ ist eine Macht, und diese Macht gründet sich nicht auf eingehende Missionsstudien, sondern auf einzelne, immer neu zur Kenntnis gebrachte, ins rechte Licht gestellte Thatsachen. Darum müssen wir Wert darauf legen, gerade in unsern Kolonien in möglichst ausgedehntem Maße — in Ostafrika, Kamerun und Togo so gut wie in Südwestafrika — diesen Thatbeweis allen vor Augen zu stellen und in Deutschland die Kenntnis davon in die breitesten Schichten des Volkes zu tragen. Unsre Missionen aber sind bisher noch so sehr in ihren Mitteln beschränkt, daß man ihnen unmöglich zumuten kann, diese Arbeit selbst auf sich zu nehmen; das hieße von ihnen fordern, ihre nächstliegenden Aufgaben zu vernachlässigen zu Gunsten dieser Werke der „Humanitätsmission,“ ihren grundsätzlich universalen Standpunkt aufgeben zu Gunsten besondrer deutsch-evangelischer Bedürfnisse.

Andrerseits ist der vordringende Islam in Afrika eine so gewaltige Gefahr für wahre Kultur, Gesittung und Christentum, sowie erst recht für jeglichen europäischen Einfluß, daß man nicht früh genug an den gefährdeten Grenzen Hochburgen christlicher Kultur anlegen kann, um diese islamitische Flut, die wie der Wüstensand alles Leben erstickt, einzudämmen. Jede Sklavenfreistätte, jede christliche Schule, jede Werkstätte evangelischer Berufstreue, jedes Krankenhaus, jede Stätte barmherziger dienender Liebe wäre solch ein Wall. Denn einer Macht steht der Fanatismus des Islam unbedingt ratlos und ohnmächtig gegenüber: der Macht, dem Geist der christlichen Liebe, — dem Heilandsgeist! Wenn es sich aber jemals darum handeln sollte, die Todesmacht des Islam in Afrika zu brechen, durch christliche Mission zu überwinden — der römische Katholizismus wird daran vergeblich arbeiten, — er ist mit seiner Heiligen- und Marienverehrung dem Muhammedaner als götzendienerisch zu verhaßt und zu anrüchig. Der evangelische Glaube allein kann da mit seiner „lautern und reinen Lehre“ der deutschen Reformation mit Aussicht auf Erfolg in den Kampf eintreten.

Der Evangelische Afrikaverein hat sich zur Erreichung dieser seiner Ziele von vornherein vornehmlich an die Kreise bittend gewandt, die nicht bereits durch ältere Pflichten den Missionsgesellschaften verbunden sind. Die leider immer noch in Deutschland sehr beschränkten eigentlichen Missionskreise sind nicht leicht zu noch größern Opfern heranzuziehen. Wohl aber sind noch Aber- und Abertausende in unserm evangelischen Volke, die der Mission teilnahmlos gegenüberstehen; sie erscheint ihnen als eigentümliches Zeichen unpraktischer, weltferner „Pietisterei,“ als unfruchtbare thörichte „Seelenfängerei.“ Das Verständnis für die Mission ist ihnen noch nicht aufgegangen, trotzdem fehlt es ihnen keineswegs an edel patriotischer und warm evangelischer oder protestantischer Gesinnung. Zumal aber heutzutage, wo das Wort „praktisches Christentum“ als Schiboleth aller Edeln und Gutgesinnten gilt, ist ihnen jedes Werk willkommen und wohlgefällig, das dafür eintritt. Diese edelgesinnten evangelischen Deutschen sucht der Evangelische Afrikaverein zur Mitarbeit an den großen Aufgaben der deutschen evangelischen Kirche in Afrika heranzuziehen. Wollen sie die Mission nicht unterstützen unter dem Vorwurf und Vorwande, sie sei ihnen ein zu unpraktisches Werk, — nun hier wird ihnen Gelegenheit geboten zur Teilnahme an praktischer, werkthätiger Liebesarbeit. Warnecks Rufe an sie auf der Sächsischen Missionskonferenz 1886 in Halle ist fast ungehört verhallt, man wollte keine Gemeinschaft mit der Mission: möchten die großen Massen der evangelischen Deutschen doch jetzt den Ruf des Evangelischen Afrikavereins hören.

Und sie haben ihn gehört! Langsam aber sicher breitet sich die Teilnahme an unserm Werke aus. Der Zentralvorstand in Berlin, an dessen Spitze Fürst Hohenlohe-Langenburg als Ehrenvorsitzender und General v. Strubberg als Vorsitzender stehen, hat es daher wagen können, nach dem tief beklagenswerten Tode Büttners einen Generalsekretär, Pfarrer Müller in Berlin, anzustellen. Bereits sind auch nicht nur in Pommern, Westpreußen, Sachsen, Westfalen und Hessen-Nassau die ersten Anknüpfungen gewonnen, sondern namentlich in Ostpreußen, Schlesien und Württemberg schöne Anfänge gemacht. Ganz besonders auch im Westen hat der Rheinische Verband des Evangelischen Afrikavereins eine große Schar von Mitgliedern und Freunden gesammelt. Wir legen keinen Wert auf Gründung besondrer Ortsvereine, sondern wo das irgendwelche Schwierigkeiten macht oder andre Vereine in ihrem Bestande gefährdet, da suchen wir Anlehnung an diese, indem wir für unsre Zwecke um Beiträge bitten und unsre Flugblätter und das Monatsheft Afrika dafür einsenden. So haben namentlich Evangelische Männer- und Frauenvereine, Arbeitervereine, Ortsvereine des Evangelischen Bundes u. s. w. sich für unsre Sache erwärmt.

Draußen aber sind schon die ersten einleitenden Schritte gethan, um bei Dar-es-Salaam und am Nyassa je eine Sklavenfreistätte zu errichten, in Südwestafrika die Schulen von Berseba, und Okombahe, sowie eine Schule für die Kinder der deutschen Ansiedler in Otjimbingue oder Windhoek zu unterstützen. Ferner wird ein Beitrag zur Begründung eines Kranken- und Pflegehauses in Tanga ausgeworfen, und für die folgenden Jahre ist die Aussendung eines Arztes ins Kondeland am Nyassa, sowie die Uebernahme der Basler Kostschule am Sannaga in Kamerun in Aussicht genommen. — „Kommt herüber und helft uns!“ rufen uns die deutschen Afrikaner in ihrem sittlich-religiösen und sozialen Elend zu.*) Und helfen wir ihnen, so helfen wir uns, helfen zur Ehre und zum Segen unsers deutschen Volkes und Vaterlandes, helfen zur Stärkung und Förderung edeln evangelischen Deutschtums.

Fabarius

Zur Fuchsmühler Bauerntragödie

Manches grelle Schlaglicht ist in jüngster Zeit auf unsre sozialen Zustände gefallen; es sei nur an den Fall Seeger erinnert, der die Not der Berliner Bauhandwerker in grausiger Deutlichkeit zeigte. Erschreckender aber noch ist die widergesetzliche Selbsthilfe der Bauern in Fuchsmühl, wovon die Zeitungen in den letzten Tagen voll waren. Denn hier handelt es sich um Schäden, die noch viel tiefer liegen und weiter greifen als beim Bauhandwerk. Die Umsetzung des Bodenwertes in Geldwert unter Mißachtung der unwägbaren Gemütswerte, die am Boden haften; die unbeschränkte Uebertragung des römischen Eigentumsbegriffs auf Liegenschaften, die das deutsche Rechtsgefühl von jeher als mehr oder weniger gemeineigen gefaßt hat; die Herrschaft des papiernen Rechts über das Rechtsgefühl, das im Herzen des Volkes lebt: alles dies wirkt in tausendfacher Wiederholung und immer neuen Formen so erbitternd und zersetzend auf das Volksgemüt, daß der Schaden gar nicht zu ermessen ist, der dadurch angerichtet wird. Freilich bleibt die Erbitterung meist auf einen kleinern Kreis beschränkt und dringt nicht in die Oeffentlichkeit; und wo einmal ein Fall weitere Wellen schlägt, wird er als Einzelfall behandelt, der nichts zu bedeuten habe. So kommt es denn, daß sich allgemeines Staunen und allgemeine Erregung zeigt, wenn es zu Ausschreitungen kommt, wie in Fuchsmühl. Wer aber auf dem Lande lebt und mit offnem Auge und weiterm Blick die Dinge beobachtet, der wundert sich nur, daß solche Ausschreitungen nicht viel häufiger vorkommen; zugleich aber fühlt er sein Vertrauen wachsen zu dem festen Sinn und der Ordnungsliebe unsers Volkes, das sich auch dadurch nicht aus den festgesetzten Schranken treiben läßt. Oder sollte diese Geduld nur ein Zeichen gebrochner Kraft und sittlicher Schlaffheit sein? — Wir alle haben wohl schon unsrer Entrüstung Ausdruck gegeben, wenn wir bei einem Sommerausfluge im Walde durch Warnungstafeln zu beiden Seiten uns auf die breite Heerstraße eingeschränkt sahen. Unser deutsches Rechtsgefühl vermochte es nicht einzusehen, daß das Gehen im Walde verboten sein könnte. Und das ist doch nur ein Geringes. Wie viel tiefere Verbitterung müssen aber

*) Beitrittserklärungen und Geldsendungen nehmen entgegen der Generalsekretär Pfarrer Müller, Berlin W 62, Wormserstr. 9 und der Schriftführer des Rheinischen Verbandes, Divisionspfarrer Fabarius, Koblenz.

z. B. die Gemeinheitsteilungen, Verkoppelungen, Holzablösungen u. s. w. hervorrufen. Vor den Gemeinheitsteilungen konnte jeder Dorfbewohner, nicht bloß der ansässige, sondern auch der Einmietling eine Kuh, Schwein oder Gänse mit auf die gemeinsame Weide treiben. Bei der Teilung dieser Gemeinheiten wurden nur die Besitzer mit Land ausgewiesen. Dem Einmietling aber wurde die Möglichkeit, Kuh, Schwein und Gänse zu halten, entweder gänzlich genommen oder doch erheblich erschwert. Die Einwohner, die wenigstens ein Haus besaßen, bekamen zwar ein sogenanntes Hausteil, aber dies mußte erklärlicherweise so gering ausfallen, daß auch bei ihnen die Viehhaltung erheblich erschwert wurde. Von den Teilungen und Verkoppelungen haben nur die größern Besitzer Vorteil gehabt; daher die überall gemachte Beobachtung, daß die kleinen Leute über die Teilungen lange Jahre hindurch zu grollen pflegten. Fast stets söhnt sich erst die folgende Generation mit den neuen Verhältnissen aus. Eine weitere Folge dieser Gemeinheitsteilungen ist gemeiniglich die, daß die Gemeinde ihren Spielplatz verliert und dadurch die alten Volksspiele rasch verschwinden.

Ebenso verhängnisvoll sind die Holzablösungen. Wer das Land kennt, der weiß auch, welchen Wert es hat, daß jeder Hausbesitzer ohne besondre Kosten jährlich sein bestimmtes Teil Brennholz aus dem Walde anfahren kann, und daß die kleinen Leute sich ihr erforderliches Brennholz im Walde aufsammeln und heimtragen dürfen. Was will gegen dies ewige Recht eine Geldabfindung besagen? Selbst wenn diese so reich bemessen wäre, daß die Leute sich von den Zinsen das nötige Holz kaufen könnten, so ist doch kein einziger, der das Kapital auf die Dauer zusammen zu halten vermöchte. Ueberdies aber geht der Zinsfuß immer mehr herunter, und die Holzpreise steigen. Und wie werden die kleinen Leute abgefunden? Anfangs wird ihnen das Recht gelassen, das trockne Holz im Walde aufzusammeln, aber es werden bestimmte Holztage festgesetzt. Später müssen Erlaubniszettel zum Holzsammeln gelöst werden; diese werden erst umsonst gegeben, hernach wird eine Schreibgebühr gefordert, und diese Gebühren werden immer mehr gesteigert, auch wird die Zahl der Zettel immer mehr beschränkt; und die Absicht ist ausgesprochnermaßen, das alte Recht des Holzsammelns allmählich ganz abzuschaffen.

Was aber überhaupt die Ablösungen der Realberechtigungen betrifft, so muß man sie meist als ein Hineinwüsten in die Gemütswerte unsers Volkes bezeichnen; und es ist sehr zu bedauern, daß die kirchlichen Institute einen so hervorragenden Anteil an diesen Ablösungen genommen haben. Es mögen ja gewiß viele Unzuträglichkeiten mit den alten Realleistungen verknüpft gewesen sein, aber was wollen die dagegen bedeuten, daß durch die Ablösungen der Geldherrschaft so gewaltiger Vorschub geleistet ist. In Preußen sind die Rentenbanken kürzlich wieder eröffnet worden, sodaß nun auch die Berechtigungen noch abgelöst werden können, die früher unabgelöst geblieben waren. Möchten die kirchlichen Behörden daraus einen Anlaß nehmen, ihre untergeordneten Organe zu ermahnen, daß sie ihr Augenmerk nicht nur auf den Geldwert, sondern auch auf die Gemütswerte richten. Und möchten überhaupt die kirchlichen Behörden einen kräftigen Antrieb verspüren, einen Standpunkt über dem papiernen Recht zu gewinnen! Uns ist ein Fall bekannt, der mit dem Fuchsmühler eine gewisse Aehnlichkeit hat. Er spielt in einem großen Dorfe, wo der Grundbesitz allerdings fast ausschließlich in den Händen der Gutsherren ist. Hier wurde den Einwohnern vor Jahren das Recht genommen, Holz zu sammeln. Zwar war kein Zweifel, daß dies Recht seit unvordenklichen Zeiten bestanden hatte, aber es war kein kontinuirlicher Träger dieses Rechts nachweisbar, denn die Gemeinde vermochte den Nachweis nicht zu führen, daß sie rechtsgiltig als Gemeinde konstituirt worden sei. Die Gemeinde revoltirte nicht, aber sie grollte. Darauf gingen die Gutsherren einen Schritt weiter und forderten, daß der zu Unrecht bestehende Gemeindeverband aufgelöst werde und an seine Stelle Gutsbezirke treten sollten. Die Verwaltungsbehörden machten freilich Schwierigkeiten, aber die Gutsherren setzten ihre Forderungen im Prozeßwege durch. Zwar hatte die Gemeinde thatsächlich über sechzig Jahre bestanden, aber sie war nicht formell konstituirt gewesen, und eine Verjährung giebt es in Sachen des öffentlichen Rechts nicht. Nun entstand im Dorfe eine große Aufregung, die Leute fürchteten, daß sie wieder zu Gutsunterthanen gemacht werden sollten, und die Aufregung stieg, als verlautete, daß die Gutsherren auch Eigentumsansprüche an den Grund und Boden erhöben, auf den die Leute ihre Häuser gebaut hatten. Allerdings sind sie bis jetzt mit solchen Ansprüchen nicht hervorgetreten. In der Zeit der Erregung gab nun auch der Geistliche in einem Lokalblatte seiner Empörung Ausdruck, daß solche Vorgänge gesetzlich zulässig seien. Die Gutsherren führten Beschwerde über ihn, und die kirchliche Behörde sprach ihm ihre Mißbilligung aus: er habe nicht erwarten können, daß sein Vorgehen an der Sache etwas ändre, und deshalb habe es nur aufreizend wirken können.

Nun, die Fuchsmühler Revolte mahnt uns alle, auch die Geistlichen als die besten Kenner der Volksseele, daß wir in jedem solchen Falle laut unsre Stimme erheben, damit die Herrschaft des papiernen Rechts gebrochen werde und die urväterlichen Rechtsanschauungen unsers deutschen Volkes auch in den öffentlichen Rechtsordnungen zum Ausdruck kommen. Sie mahnt uns weiter daran, daß nicht jede Sache sich in Geld umsetzen läßt, und daß, wo dies doch versucht wird, solcher Mammonsgeist schließlich zum allgemeinen Zusammenbruch führen muß. Mene Tekel!

N

Die religiösen Bilder auf der diesjährigen Ausstellung zu Berlin

Es gab Ausstellungen, die erquickend und erheiternd auf unser Gemüt wirkten — humoristische Genrebilder, freundliche Familienszenen, heitere Landschaften überwogen —, es war die Zeit, wo wir in einem Dolce far niente dahinträumten — fern von der sozialen Frage. Es gab wiederum Ausstellungen, wo die Heldengestalten des alten Kaisers, Bismarcks, Moltkes die Blicke der Menge auf sich zogen und die Schlachtenbilder die Herzen der Menschen bewegten und jene Zeiten wachriefen, wo mit Blut und Eisen die Einigkeit der Völker gekittet wurde.

Dann trat erst ganz allmählich nur, wie sporadisch, hie und da ein Bild hervor, das die Menge fremdartig anmutete, es führte uns in das soziale Elend ein. Das Publikum stand anfangs kopfschüttelnd, ablehnend davor. Es liebt es nicht, zu sehr an die Schattenseiten des Lebens erinnert zu werden, besonders wenn das ein Mene-Tekel bedeutet. Die soziale Frage aber fragte nicht nach dem Belieben und den Gefühlen der Menschen. Sie war da, und Kunst, Wissenschaft, Litteratur — alles wurde hineingezogen. Auch das war etwas Neues, die Kunst als Mahnerin zu sehen und an das Gewissen pochen zu fühlen.

Der Kampf der Meinungen begann, ob die Kunst ihren hohen idealen Zweck erfülle, wenn sie sich in den Dienst der jeweiligen Strömung stelle. Sie solle erheitern, erquicken, rühren, erheben, so hieß es von einer Seite, sie habe die Aufgabe, uns aus dem Alltäglichen heraus zu reißen und in das Reich des Schönen und der Phantasie zu leiten. Dagegen wollte die andre Richtung Natur, Wahrheit und Einführung in die Welt des Volkes, der gegenüber wir uns als Unwissende erwiesen.

Dieser Kampf der Alten und der Jungen dauert noch fort und wird noch so lange fortdauern, bis die neue Weltanschauung, zu der die Menschheit durch schweres Ringen sich hindurch arbeiten wird, Klärung und Festigkeit erhalten hat. Bis dahin hat allerdings, meines Erachtens, die Kunst ebensowohl das Recht wie die Wissenschaft, sich mit den ernsten Tagesfragen zu beschäftigen. Schöpferische Geister werden wieder auftreten, Heroen, Bahnbrecher, Führer — wenn die Zeit erfüllt ist. Bis dahin ist es ein äußerst interessantes Schauspiel, die Kunst zu beobachten, wie auch sie im Uebergangsstadium an den Strömungen der Gegenwart teil nimmt.

Als ich in diesem Jahr die Kunstausstellung Berlins besuchte, war es meine Absicht, die Bilder besonders zu beachten, die sich mit dem Leben des Volkes befaßten, mit der sozialen Frage also, und zu sehen, inwieweit die Künstler von den religiösen

Anschauungen unserer Zeit beeinflußt wären. Ich war in mancher Hinsicht enttäuscht. Nichts Neues und Hervorragendes trat mir entgegen, wo eine Darstellung des Volkslebens gegeben war. Nur hie und da hatte die Phantasie eines Künstlers sich zu der krassesten Wiedergabe des Elends verleiten lassen.

Eigentümlich mutete es mich bei einigen dieser Bilder an, daß man versuchte Trost und Tröstungen durch Visionen des Jesuskindes und der Madonna in die Stätten der Armut zu bringen. Es erinnerte an Gerhart Hauptmanns soviel besprochnes Hannele: dieselbe Art, den Blick nach dem Jenseits zu richten. Es überkam mich das Gefühl, daß vielleicht nun auch wohl die Kunst wieder sich ihre Schätze aus der Tiefe und aus der Höhe, aus der echten, wahren Religion der Liebe suchen würde und Zuflucht nehmen zu dem ewig Geheimnisvollen in uns, dem Zuge des Herzens zu Gott. Mit diesen Gedanken beschäftigt, stand ich bei meiner Wanderung vor einem Bilde still, das mich aufs innigste anzog. Ich finde keinen andern Ausdruck dafür, als: aufs innigste.

Neben mir stand eine Jüdin, die, wie ich, das Bild aufmerksam betrachtete. Meinen Sie nicht, daß dieser Knabe Spinoza ist, der hier so lauschend den Schriftgelehrten zuhört? Ich lächelte: Für mich ist es Christus als Knabe, antwortete ich. Sie suchte im Katalog nach. Das Bild war einfach genannt: „In meines Vaters Hause." — Sie errötete und sah verlegen aus. Lassen Sie uns in beiden die Verkörperung der Liebe zur Menschheit sehen, und wir werden uns verstehen. Sie nickte zustimmend. — Warum finden wir Menschen doch so selten ein Drittes, ein Höheres, das uns immer verbinden könnte!

Das fragliche Bild von Müller aus Münster, vor dem mancher sinnend stillstand, stellt Christus als Knaben von zwölf Jahren dar. Man erkennt kaum, daß der Raum ein Tempel sein soll. Die hohe Lehne eines Stuhles verhindert das Hineinblicken in den Tempelraum. Man sieht in diesem dunkelgehaltenen Hintergrunde lebhaft gestikulirende und streitende Gelehrte mit charakteristischen Zügen; herumliegende Bücher und in der Hand des einen ein großer Foliant deuten den Streit an. Im Vordergrunde des Bildes, dicht hinter der hohen Lehne des Stuhles, sodaß er von den Schriftgelehrten nicht erblickt werden kann, steht ein schmächtiger, blasser Knabe mit schlichtem Blondhaar im blauen Arbeitskittel, der Kopf ist etwas gesenkt, die dunkelblauen, tiefliegenden Augen schauen wie nach innen, die Haltung ist lauschend, sinnend, träumerisch, suchend. In der Hand hält der Knabe eine weiße Narzisse. Der innige Zusammenhang seines Wesens mit der Natur soll wohl durch die Blume in der Hand des Knaben bezeichnet werden, als käme er eben von dem Felde und hätte sich mit den Blumen dort beschäftigt.

Es liegt ein eigenartiger Reiz in der Darstellung dieses deutschen Knaben, denn als ein solcher ist er aufgefaßt; die einfache Kleidung erinnert an die Kinder unsrer arbeitenden Klasse. Da ist nichts von Geistvollem, Glänzendem zu entdecken, wie wir es wohl hin und wieder in der so beliebten Darstellung dieser rührenden Erzählung finden. Ein Kind des Volkes, ein Knabe, der nicht einmal schön ist, und doch so anziehend; der in sich das findet, was andre durch mühsame Gelehrtenarbeit nicht zu ergründen wissen, seinen Vater im Himmel. Diesem Knaben trauen wir die Frage zu: Wußtet ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist? so schlicht, so einfach gesagt, daß die Mutter nichts weiter thun konnte, als seine Worte in ihrem Herzen bewahren. Hat sie, die Mutter, diese Worte nicht wohl tausendmal wiederholt, als der Sohn ihr entrissen ward? Mütter sind die treuesten Geschichtserzähler.

Dieser Knabe Jesus ist ein deutsches Kind, eins jener Kinder, die man mit Wehmut betrachtet, sie tragen den Stempel des Leidens, ja des frühen Todes auf dem Antlitz. Gott hat sie gezeichnet, sagt dann wohl das Volk. Der Künstler hat entschieden die Absicht, uns Jesus menschlich nahe zu bringen; es ist ein Bruch mit dem Alten in dieser Darstellung, kein Heiligenschein umgiebt das Antlitz, nichts Uebersinnliches und Besondres tritt uns entgegen, und doch bleiben wir wie gebannt, ja ergriffen stehen.

Hat der Künstler nun die Tiefen der religiösen Empfindung hier vollendet wiedergegeben? Nein: der schlichte Glaube der frühern Zeit ist nicht ausgedrückt; unsrer Zeit aber entspricht diese Auffassung — Christus den Herzen der Menschen wieder erst menschlich nahe zu bringen. Dieses Näherbringen der Geschichte des Menschen-Sohnes, die Tendenz, sie loszulösen von allem Uebersinnlichen, das einfach Menschliche besonders zu betonen, liegt nicht allein diesem Bilde zu Grunde, sondern tritt auch in einigen Darstellungen der Geburt Jesu hervor. Abgesehen von einem großen Bilde, das durch seinen Lichteffekt das Publikum ungemein anzuziehen schien, sich aber in ganz alten ausgetretenen Bahnen bewegt — es stellt die Flucht der Eltern Jesu dar —, findet man wenig Gutes aus der Geburt des Herrn und aus seinem Kindesleben.

Rührend wirkt ein kleines Bild von einem englischen Künstler, Harry Spencer von Glasgow: In Bethlehems Stall. Die Mutter Maria, ärmlich gekleidet, liegt auf Stroh schlafend, das Kind, das gleichfalls schlummert, im Arme haltend. Eine Schar heiter, freudig und erstaunt blickender Engel steht und kniet herum, mit neugierigen Augen auf das Kind schauend. Auch hier fehlt das Uebersinnliche, Göttliche und Wunderbare der Geburt. Auch hier ist kein Heiligenschein, keine Huldigung der Menschen, es ist nur ein natürlicher Vorgang in schlichter Weise wiedergegeben. Nur das Unschuldigste, Lieblichste, was wir besitzen — Kinder in Gestalt von Engeln stehen freudig bewegt und zugleich schützend an dieser Stätte. Ich kann mir denken, daß manche Arbeitersfrau, wenn sie den Preis von fünfzig Pfennigen für den Eintritt auszugeben wagt — warum sind unsre Kunsthallen nicht weit und frei geöffnet, vielleicht folgen dann die Kirchen auch nach —, vor diesem Bilde stillsteht und leise ein Gebet murmelt, Gott möge auch ihrem vereinsamten Kinde solche Schutzengel senden, wenn es verlassen Tag für Tag daliegen muß, während sie selbst in schwerer Fabrikarbeit um ihr tägliches Brot ringt.

Ein ähnliches ansprechendes Bild aus der Kindheit des Herrn ist: Maria mit dem Kinde und der Schafhirt, von Schickhardt aus Stuttgart. In einer sonnenbeglänzten Landschaft steht eine einfach gekleidete Frau mit stillem Glück auf dem Antlitz; das Kind hält sie auf dem Arm, es streckt wie ungeduldig seine Händchen nach den Blumen aus, die ein knieender Hirtenknabe ihm reicht. Dieser Knabe scheint wie geblendet in das Antlitz des Kindes zu blicken, als wenn er nicht anders wie knieend ihm die Blumen reichen könne. Hier ist auch wieder die Andeutung der innigen Beziehung des Heilands mit der Natur vorhanden, ein Zug, der uns hie und da auch bei alten Meistern in sinnigster Weise entgegentritt.

Gern würde ich nun bei „Unserm Maler"*) verweilen, doch sein Bild: Die Verkündigung bei den Hirten hat mich ganz kalt gelassen. Wohl beweist er die bekannte Meisterschaft auch in diesem Bilde, die Engelsgestalt z. B. ist vollendet, doch ich hatte nicht die Absicht, diese religiösen Bilder auf ihren künstlerischen Wert hin zu prüfen, nur ihrem religiösen Gehalt nach sollten sie auf mich wirken. Und diesen entdeckte ich kaum. Wohl giebt uns Uhde eine herrliche Landschaft im Tagesgrauen, wohl finden wir sehr charakteristische Typen aus dem deutschen Volke, die staunend auf die mächtige Engelserscheinung blicken, alles das ist so schön, vielleicht zu schön, doch unserm Herzen bleibt es fern, so fern. Verweile doch, ruft uns dies Bild nicht zu. Diese Hirten staunen, doch sie beten nicht an, diese Gestalten sind Bein von unserm Bein, ein Zug der neuen Schule, den wir auch hier gern anerkennen, aber vom Hauch des Göttlichen sind sie nicht gestreift. Uhdes: Komm Herr Jesus sei unser Gast, wirkt doch ganz anders. Vielleicht liegt es in dem Uebersinnlichen des Themas. Das Volk mit seinem jetzigen Empfindungsleben steht dem zu fern, und auch der Maler ist nicht in die Tiefe dieser Erzählung eingedrungen. — Charakteristisch für die Ausstellung ist nach dieser Richtung hin auch die Stellung der heutigen Kunst zur Auferstehung, das möchte ich gleich hier mit erwähnen. Eine Himmelfahrt ist gar nicht vor-

*) Vergl. Nr. 30 nud 33.

handen, wenigstens habe ich sie nicht entdeckt, ein Hinweis auf die Auferstehung ist in einem Altarbilde von Haußmann aus Berlin vorhanden, das auf mich geradezu abschreckend gewirkt hat. Es wird als der Menschheit Ostern bezeichnet. Es ist dreiteilig; in der Mitte ein mächtiger Engel, der einen Auferstandnen zu der Morgenröte führt, die in allen nur möglichen und unmöglichen Farben im Hintergrunde leuchtet. Ein Auferstehender entsteigt dem Grabe, noch umwunden mit dem schwarzen Todesflor. Auf den beiden Seitenbildern sind betende und singende Engel. Die Bibelstelle, die unten im Rahmen des Bildes verzeichnet steht, dürfte ein gläubiges Gemüt mehr erquicken, als das große Bild es vermag: Alsdann wird das Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, denn Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des Herrn wird dich zu sich nehmen.

Natürlich treffen wir auf dieser Ausstellung die beliebte Darstellung Christi, wie er die Kinder segnet. Das Bild bietet nichts Neues; im Gegenteil, trotz dem Bemühen des Künstlers, uns die Gestalten der Mütter und Kinder als urdeutsch wiederzugeben, also uns selbst zum segnenden Heiland in Beziehung zu bringen, berührt es uns kaum. Es ist der „verflachte" Jesus, der da steht und die Kindlein segnet. Nichts Freudiges, nichts Kräftiges durchleuchtet ihn, und man begreift nicht recht, wie diese Mütter und diese Kinder so mächtig von dieser Gestalt angezogen werden, daß sie unwillkürlich niederknieen und die Händchen falten. Der passive, der duldende, ja der schwächliche Christus ist uns derartig in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir uns den freudig Erregten, den menschlich Mitempfindenden, den Kämpfenden, den von edelm Zorn Erfüllten gar nicht mehr vorstellen können. Ich kann mir den Herzenskündiger, als er die Kinderschar vor sich sieht, nicht anders denken als freudig und beglückt. Sollte er denn nicht empfunden haben, als er die Kindlein zu sich kommen ließ, daß die Hoffnung auf diese, auf die Kommenden und Werdenden zu setzen sei? Denn ihrer ist das Reich Gottes.

Ist Christus, der Mächtigste aller Mächtigen, der noch heute die Herzen und die Welt bewegt, denn wirklich nur ein Träumer und ein Dulder gewesen? Er hat es doch verstanden, rücksichtslos das Unrecht zu geißeln, sollte er nicht auch einer innigen Herzensfreude fähig gewesen sein? — Hier muß die Kunst mit dem Veralteten brechen.

Das Abendmahl tritt uns in zwei entgegengesetzten Auffassungen entgegen; die eine ist rein historisch, die andre eine in ganz modernem Sinne. Possarts Darstellung des Abendmahls ist, wenn ich so sagen darf, nur eine wissenschaftliche oder vielmehr eine kulturhistorische Studie. Der Raum, seine Ausschmückung, die um ein Feuer liegenden oder sitzenden Juden, darunter Christus ohne ihn besonders kennzeichnende Haltung, geben uns wohl den Eindruck des Geschichtlichen, doch nicht des Religiösen, auch nicht einmal des ganz Wahren.

Die Phantasie des Künstlers kann ihm und uns einen Streich spielen, denn die eingehendsten Studien im Lande selbst, der Sitten und Gebräuche, wie sie in unsrer Zeit im jüdischen Lande sind, bieten noch keine Garantie für die richtige Auffassung, wie es vor zweitausend Jahren war. Das suchen und das wollen wir auch nicht bei den religiösen Bildern. Wir forschen nach der Tiefe der Empfindung, nach dem Versenken in den Gegenstand, und der Künstler, der uns mit aller Innigkeit und Wahrheit die heilige Geschichte wiedergiebt, selbst bei mangelhafter Technik, wird unser Herz erwärmen. Das hat Possart gar nicht verstanden; er hatte sich auch diese Aufgabe nicht gestellt.

Viel wohlthuender wirkt das Bild vom Abendmahl von Zimmermann aus Rom. Sehr geschickt hat er eine Schrägstellung des Tisches versucht, sodaß fast kein Jünger dem Zuschauer den Rücken zuwendet. Eigenartig ist die Gestalt des Lieblingsjüngers Johannes; er ist im Gegensatz zu früherer Gewohnheit dunkel, mit blitzenden Augen und sitzt dem Heiland gegenüber, nicht an seiner Brust ruhend. Erschütternd wirkt die Figur des Judas. Es liegt auf dem Antlitz wie furchtbare Enttäuschung, daß der Messias den gehegten Erwartungen nicht genügt hat, ein Reich von dieser Welt zu gründen. Die Auffassung vom Herrn selbst bietet nichts Neues, es geht nicht einmal ein liebevolles Versenken in den Charakter des Menschensohnes daraus hervor. Die Gestalt läßt uns ganz kühl. Es ist, als wenn die modernen Künstler keine Seelengemeinschaft mehr mit den ergreifenden inneren Kämpfen des Heilands verspüren. Hier beim letzten Liebesmahl, das zu gleicher Zeit ein Abschiedsmahl ist, könnte das Menschliche mit dem Göttlichen, die Ueberwindung und die Verklärung in ergreifendster Weise zum Ausdruck kommen. Noch liegt das Schwerste vor ihm, doch er ist innerlich schon überzeugt: ich muß den Gang gehen. Wenn auch das Es ist vollbracht! auf dem Antlitz nicht ausgeprägt sein kann, so doch: ich werde es vollbringen. Sind die Schmerzen der Menschheit denn nicht mehr dieselben, leiden und kämpfen wir denn nicht wie sonst für unsre Ideale und unsre Ueberzeugungen, spüren wir denn nicht mehr mit gleicher Stärke das Unvollkommene und Unzulängliche der äußern Welt im Hinblick auf das, was wir uns als das Zuerreichende für unser Wollen hingestellt haben? Und ringsumher die immer mächtiger sich entfaltende soziale Frage verbunden mit dem sozialen Elend, und doch kein Künstler, der mit genialer Hand den Tröster wiederzugeben vermag, vor dem ein jeder sich beugen möchte und ausrufen: Sehet welch ein Mensch! um dann gestärkt von dannen zu gehen?

Noch eine Hoffnung blieb mir, den wahren Gottesmenschen tief ergreifend dargestellt zu finden, als ich durch die Räume wandelte, die so viel Schaugepränge aufwiesen und so wenig Tiefes, Inneres, zu Herzen Sprechendes — es war das Sterben des Herrn, sein Tod am Kreuze.

Jedes Jahrhundert weist darin besondre Typen auf, je nachdem es mehr oder weniger von wahrer Religiosität erfüllt war oder nicht; jeder bedeutende Künstler hat darin einmal seine Meisterschaft versucht, und wenn ihm in seinen Werken vielleicht alles gelang, hier mußte er wohl die Grenzen seiner Kraft empfinden lernen. Fürwahr, er lud auf sich unsre Schmerzen — da verstummt die Leier, da versagt der Pinsel. Und doch, es wird immer und immer wieder versucht, in Wort und Bild das Leiden des Herrn wiederzugeben, wie als wollte man sein eigenstes Leid auf den übertragen, der für alle leiden wollte, oder als könne die Welt nicht zur Ruhe kommen, bis sie endlich den wahrsten und heiligsten Ausdruck für den Schmerz des Heilandes für ewige Zeiten gefunden habe. Von dem entsetzlichsten Grauen des Todes bis zum freudigsten Sterben, von verzerrtesten Schmerzen bis zur höchsten Verklärung, von dem peinlichsten Studium des im Sterben zuckenden Körpers bis zum göttlichen Unberührtsein von leiblichen Qualen — alles und jedes weisen die Hunderte von Darstellungen des gekreuzigten und sterbenden Heilandes auf.

Was bietet uns die moderne Künstlerschaft nach dieser Richtung? Wohl sah ich hie und da schaurig düstere Grablegungen des Herrn mit einer Realistik wiedergegeben, die fast Leichenduft auszuströmen schien, wohl fand man die Mutter und die nächsten Leidtragenden um den verstorbnen Herrn in mehr oder weniger pomphafter Weise den Schmerz verhüllt und unverhüllt tragen, wohl trat auch hierbei das Bemühen der „Neueren" hervor, den Herrn als Urdeutschen aufzufassen im hellsten Blondhaar — aber den Dulder, den Ueberwinder, den Verklärten fand ich nicht.

Ich fand etwas andres: Eine Karfreitagsfrage nennt es der Künstler, Graf Harrach. Eine Karfreitagsfrage! Aber was für eine? Man sieht Christus am Kreuz, nur den Kopf vollständig, die Arme und den übrigen Körper unausgeführt. Mit einer furchtbaren Realistik ist der Schmerz des Todes wiedergegeben, dicke Blutstropfen rinnen über das Gesicht, das Haar ist wie verklebt von Schweiß und Blut, der Mund ist etwas geöffnet, der Tod ist noch nicht eingetreten. Aber das Auge, o dieses Auge voller Qualen, voller Klage und Anklage, man vergißt es niemals wieder, wenn man einmal tief hineingeschaut hat, denn es fragt uns etwas — doch was? Wozu war dieses alles? Oder aber: Begreifst du mich und mein Leben? Oder will uns der Künstler mit mächtiger Gewalt ans Herz greifen, da in dem Auge auch die Frage liegt: Was habt ihr aus mir gemacht? —

Oftmals bin ich vor das Bild hingetreten, niemals habe

ich die Frage ergründen können. Die Menge aber ging meist achtlos an dieser Frage vorüber. Neben diesem größten Dulder stand Menzels Bild Im Wartesalon zweiter Klasse. Dort drängte sich die Menge und erging sich in Scherz und Lachen und in den bekannten trivialen Ausdrücken der Bewunderung. Er, der für die Menschheit starb — blieb allein. Sein fragendes Auge wurde nicht verstanden, und die wenigen, die es zu verstehen suchten, fanden keine Antwort.

Nein, er wird nicht verstanden, nicht von den Künstlern, ebenso wenig von der Menschheit. Zwei Jahrtausende trennen uns von ihm, sein Bild ist entstellt, verwischt, verdunkelt worden.

Die Karfreitagsfrage bleibt noch offen. Wird die Menschheit sie einmal beantworten können? und wann?

M. Cauer

Verschiedenes

(Briefe an einen jungen Theologen) Ein Wegweiser für das theologische Studium von Dr. Paul Luther, Pastor. Berlin, Speyer & Peters, 1895. 50 Pfge.

Wenn man immer wieder die Erfahrung macht, wie planlos gar viele Theologen ihr Studium beginnen, wie oft sie sich selbst in spätern Semestern nicht rechten Rat wissen und ins Blaue hinein studiren, so muß man einen „Wegweiser," wie den vorliegenden, willkommen heißen, der auf originelle Weise das unterstützt, was ein gutes Kolleg über Encyklopädie der Theologie und was die Ratschläge erfahrener Männer, namentlich der akademischen Lehrer selbst, an ihrem Teile leisten. Der Verfasser legt es dem angehenden Studenten zunächst warm ans Herz, sich eine gründliche allgemeine Bildung zu verschaffen, dann giebt er sachkundige Hinweise, wie der Student sich bei den einzelnen theologischen Disziplinen seinen Arbeitsplan am zweckmäßigsten einrichtet, und welche Hilfsmittel, besonders litterarischer Art, ihm dabei zu Gebote stehen. Mit praktischem Blicke ist viel Wichtiges hervorgehoben. Auf Vollständigkeit freilich will das Heftchen von neunundzwanzig Seiten keinen Anspruch erheben. Ein Hinweis auf die Benutzung der Universitätsbibliothek dürfte aber trotz der Kürze nicht fehlen. Bei den einzelnen Disziplinen der Theologie wäre auch ein etwas genauerer Arbeitsplan, nach der Schwierigkeit des Materials für das Verständnis entworfen, recht wünschenswert und lohnend. Aber alles, was der Verfasser sagt, ist beherzigenswert und auch in einer Form vorgetragen, die geeignet ist, einen jungen Theologen zum Beherzigen der in bestem Sinne seelsorgerischen Worte anzuregen. F Sch

(Geistliche Lieder) für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Gesammelt und christlichen Familien gewidmet von K. C. Eberhard Ehmann. 2. Auflage. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung, 1894. 3 Mk., geb. 4,50 Mk.

Vorliegendes Werk führt der Verfasser auf Anregungen zurück, die er von dem Komponisten und Musikdirektor Silcher empfangen hat. Es sind zum großen Teil bekannte weltliche Melodien (auch aus Opern) mit dem Text mehr oder weniger bekannter geistlicher Lieder verbunden worden, ein Verfahren, für dessen Berechtigung der Verfasser sich darauf beruft, „daß unsre schönsten Choralmelodien ursprünglich zu weltlichen Volksliedern komponirt worden sind." Aber ganz abgesehen davon, daß es vom künstlerischen Standpunkte sich schwerlich wird rechtfertigen lassen, Melodien mit ganz anders gearteten Liedern, als die für sie komponirt waren, zu verknüpfen, ist es auch für den Laien nicht selten störend, christliche Lieder nach Weisen zu singen, deren ursprünglich weltlicher Charakter und Text ihm selbst noch ganz geläufig sind. Immerhin soll gern anerkannt werden, daß in vorliegendem Werke die eigenartigen Vermählungen von Text und Melodie so glücklich als überhaupt möglich ausgefallen sind. Darum kann es als eine Bereicherung christlicher Hausmusik aufrichtig empfohlen werden. Die Sammlung zählt 126 Lieder. Noten und Textdruck verdienen unumschränktes Lob. C

(Zwei arme Junker) Die so betitelte Erzählung in der Volksrundschau Nr. 42 ff., die in unserm Blatte Nr. 44 lebhaft beanstandet wurde, gehört, wie ich mich inzwischen überzeugen konnte, zu jener Dutzendware, die heute die Feuilletons fast aller unsrer Zeitungen füllt. Sie ist meiner Ansicht nach durchaus harmlos gemeint; keine Tendenz, das Pfarrhaus und den Pfarrerstand herabzusetzen, hat bei ihrer Konzeption oder bei ihrer Aufnahme in die Volksrundschau eine Rolle gespielt. Ich begreife ja die Entrüstung, die unserm Freunde von Nr. 44 die Feder in die Hand drückte, als er eben das Erzählungsbruchstück genossen hatte, das etwa Nr. 44 ihm bot. Ich begreife die peinliche Lage des Pfarrers, der etwa dieses Blatt seinen Gemeindegliedern empfehlend in die Hand gedrückt hat. Die Beziehungen zwischen Gemeinde und Pfarrhaus sind die allerzartesten, viel zu zart, als daß die täppische Hand eines solchen Erzählers da hineingreifen sollte. Aber wenn wir von der Aufforderung absehen, daß die evangelischen Geistlichen sich der Verbreitung der Volksrundschau besonders annehmen sollen, haben wir, glaube ich, kein Recht gegen die Erzählung zu protestiren. Der Pfarrer und das Pfarrhaus spielen in der heutigen Erzählungslitteratur eine sehr große Rolle. Weder daß dies der Fall, noch wie dies der Fall, giebt uns Anlaß zur Beschwerde. Und wir können nicht verlangen, daß unser Stand nur idealisirt oder in lauter edlen Exemplaren dem Publikum vorgeführt wird. Was für Dinge vorkommen, davon sind wir genötigt, heute ein bedauerliches Beispiel dem öffentlichen Urteil preiszugeben. Sorgen wir dafür, daß Pfarrerstand und Pfarrhaus in der Wirklichkeit sich auf einer reinen Höhe wahrhaft christlich-sittlichen Lebens erhalten, dann werden wir solche Geschichten wie die „Zwei armen Junker" ohne jede Erregung lesen und gelesen wissen. R

(Königliches Pfarramt) Das „Königliche Pfarramt" mit dem preußischen Adler auf dem Kirchensiegel hat die freundliche Entrüstung etlicher unsrer preußischen Leser erweckt. Auch uns befremdete dieser Zug in den „Bilderstürmern" (Nr. 43), denn wir kennen „königliche Pfarrer" nur in Bayern und haben diesen Titel niemandem je geneidet. In unsrer Geschichte konnten Titel und Siegel zum erfundnen Nebenwerk gehören, wie hoffentlich auch dies, daß in dem Pastorenkonvent die „Rechte" und „Linke" sich sitzweise scheidet. Aber vielleicht, sagten wir uns, verwendet der alter Zeiten kundige Verfasser eine echte Erinnerung. Und so ist es. Er schreibt uns darüber:

„In einer Diözese der Neumark pflegten sich früher die Pfarrer auf Stellen königlichen Patronats im Gegensatz zu den Privatpatronatspfarrern als »königliche Pfarrer« zu bezeichnen. In diesem Sinne ließ etwa in den zwanziger Jahren der Pfarrer N. das in der Erzählung erwähnte Siegel mit dem preußischen Adler stechen, das ich als Knabe oft in der Hand gehabt habe. Jetzt wird es wahrscheinlich durch ein andres ersetzt sein."

Diese Mitteilung wird allseitig beruhigen. D H

(Zum Schutze der Ehre des evangelischen Pfarrhauses) protestiren wir gegen das Annoncenpaar, das in Einer Nummer der Berliner Neuesten Nachrichten, allerdings auf verschiednen Blättern, sich findet, über dessen Zusammengehörigkeit leider kein Zweifel bestehen kann:

Nr. 2585. Junge Mädchen finden in unserm ländlichen Pfarrhause freundliche Aufnahme und Anleitung im Haushalt. Wir sind in Berlin zu sprechen vom 18. bis 26. Oktober d. J. in Lauters Hotel, Schadowstraße. Außerdem sind zu näherer Auskunft bereit in Berlin die Herren Fischer, Calvinstr. 27, und Graupner, Mauerstr. 68. Pastor P....... aus J..... bei F........ in Mecklenb.-Str. [Name und Ortschaften sind vollständig angegeben!]

Nr. 2586. Kinder diskreter Geburt finden freundliche Aufnahme in einem Pfarrhause auf dem Lande in Mecklenb.-Str. Inhaber zu sprechen in Berlin vom 18. bis 26. Oktober d. J. in Berlin, Lauters Hotel, Schadowstraße. [Hier fehlt die Namensunterschrift!] R

(Ein gerichtliches Urteil über die Ausbildung der Theologen) „Unbedenklich ist der Bericht des Angeschuldigten über N. mehr subjektiv als objektiv gehalten. Hierbei ist aber zu erwägen, daß der Angeschuldigte sich für befugt halten durfte, seine eigne Ansicht über N. zu äußern, und daß streng objektives Denken und Schreiben nicht die hervorragendste Seite der geistlichen Erziehung ist." Diese Sätze finden sich in einem Erkenntnis des Königl. Landgerichts zu Magdeburg (Vierte Strafkammer) vom 9. März 1894. Es handelte sich bei dieser bedauerlichen Angelegenheit um einen Geistlichen, der angeklagt war, gegen einen Amtsbruder falsche eidliche Aussagen gemacht zu haben. Der Angeklagte wurde freigesprochen; aber unter den Gründen der Freisprechung findet sich auch der, daß „streng objektives Denken und Schreiben nicht die hervorragendste Seite der geistlichen Erziehung" sei. Dies Urteil ist entweder richtig; dann ist die Frage erlaubt, was die Kirchenbehörde, der das Erkenntnis bekannt ist, gethan hat oder zu thun denkt, um diesem bedenklichen Mangel bei der geistlichen Erziehung schleunigst und gründlichst abzuhelfen. Oder das Urteil ist unrichtig und eine grundlose Verdächtigung der geistlichen Erziehung; dann ist die Frage erlaubt, was die Kirchenbehörde gegen ein so unerhörtes und willkürliches, gerichtliches Vorurteil gethan hat oder zu thun denkt. Ohne Folgen sollte solch ein Erkenntnis nicht bleiben. R

(Kirchliches aus Mannheim) Ein Rückblick und Ausblick auf das evangelische Gemeindeleben in der Schwetzinger Vorstadt mit Lindenhof u. s. w. von Dr. Ernst Lehmann. Heidelberg, J. Hörning, 1894. 20 Pfge.

Eine Schrift, die in anschaulicher Weise uns vorführt, wie das evangelische Gemeindeideal nur unter sehr schweren Kämpfen sich durchbricht. Zu näherm Verständnis sei mitgeteilt, daß der Verfasser obiger Schrift gegen die energische Willenserklärung der protestantischen Gemeindeglieder der betreffenden Vorstadt auf Veranlassung des Kirchengemeinderats versetzt wurde. Dieser bewilligte zwar sehr liberal 210000 Mk. für den Ausbau eines die Jesuitenkirche überragenden protestantischen Kirchturms, für Bezirkseinteilung der innern Stadt aber und für Verwandlung der Hilfspredigerstelle (Stadtvikariat) der Schwetzinger Vorstadt in eine Pfarrei hat er weder Verständnis noch Geld übrig. Daher die Abneigung gegen einen Geistlichen, der in der Vorstadt ein blühendes Gemeindeleben geschaffen hat und auch sonst mannhaft für den Gemeindegedanken kämpft. Dabei spielt (politisch) liberalerseits die Furcht vor der evangelisch-sozialen Richtung Lehmanns und des Evangelischen Arbeitervereins der Vorstadt mit, und (kirchlich) konservativerseits sieht man es nicht gern, daß nebenkirchliche Thätigkeiten, die man bisher als eigenste Domäne betrachtete, und an denen man für verschiedne Zwecke einen starken Rückhalt hatte, in einem Gemeindeleben aufgehen, in dem offenbar der Unterschied der Richtungen bedeutend zurücktritt, weil eben in der gemeinsamen Arbeit das Urteil der Gesinnungsgenossen über den theologisch freisinnigen Geistlichen viel milder wird. R

(Verleumdung eines großen Toten) Als Nachspiel zum Fall Leist ist uns nicht erspart geblieben, daß der Anthropologe Professor Dr. Fritsch in Berlin Folgendes öffentlich ausgesprochen hat: „Selbst der fromme Livingstone, der noch dazu einer Mission vorgestanden, habe in den letzten Jahren seines Lebens mit eingebornen Frauen Verkehr gehabt." Herr Dr. Fritsch wird hierfür den Beweis zu er-

bringen haben; bis dahin erklären wir diese Beschuldigung für eine elende Verleumdung. D. Warneck hat bereits in der Generalsynode dagegen Verwahrung eingelegt und als Entlastungszeugen Stanley zitirt, jenen Stanley, der den verschollenen Livingstone wieder aufgefunden hat. Missionsinspektor Plath hat ein weiteres Zeugnis aus England hinzugefügt. Die Reihe zu reden ist an Herrn Dr. Fritsch.

R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 46 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Einladung

Die **Freunde der Christlichen Welt** in der Provinz Brandenburg (Laien wie Theologen) laden wir zu einer vertraulichen Versammlung ein, die am Dienstag den 27. November nachmittag 5½ Uhr in Berlin, Friedrichstraße 172 (bei Sedlmayr) 3 Tr. stattfinden soll. Gegenstand der Besprechung sollen die Grundfragen der gegenwärtigen theologischen und kirchlichen Lage sein.

Harnack Kaftan Scholz von Soden

Zeitschrift für praktische Theologie

Herausgegeben von
Prof. D. **Baumgarten**, Pred. Lic. **Kirmß**, Pfarrer **Teichmann**
XVI. Jahrgang
Preis des Jahrgangs von vier Heften: 6 Mark

Heft 3: Kirchenregiment und geistliches Aufsichtsamt. Von Oberkonsistorialrat D. Köhler — Der Religionsunterricht an höhern Schulen. Von Dr. Thrändorf — Ein Melanchthonsches Katechismusfragment. Von Pastor Cohrs — Die kritischen Einwände gegen den Agendenentwurf der preußischen evangelischen Landeskirche. Von Pfarrer Teichmann — Predigt über Matth. 9, 18—26. Von Professor Drews — Rezensionen über: Krauß, Lehrbuch der praktischen Theologie II. Von Professor D. Gottschick; Schmidt, Handbuch der Kirchengeschichte für höhere Unterrichtsanstalten. Von Pfarrer Reuß

Heft 4: Die Behandlung des Dekalogs im Konfirmandenunterricht. Von Pfarrer O. Baltzer — Die Ausbreitung der römischen Hierarchie unter dem Pontifikate Leos XIII. Von Professor Dr. Gelzer — Der Ertrag der neuesten kirchenrechtlichen Werke für die praktische Theologie: I. Von Professor D. Baumgarten — Sylvesterpredigt über 2. Mos. 33, 17. Von Pfarrer Hans. — Rezensionen von Smend, Kind, Dreyer, Krüger, Wurster, Simons, Teichmann jun., Löschhorn, Joß

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Philipp Melanchthons Leben aus den Quellen dargestellt von R. Schaefer. Mit Bildnis. 3,60 Mk., geb. 4,50 Mk.
Studien über Johannes Calvin. Die Urteile kath. und prot. Historiker im 19. Jahrh. über den Reformator. Von D. Ad. Zahn. 1,60 Mk.
Johannes Mathesius, ein luth. Pfarrer des 16. Jahrh. Sein Leben und Wirken. Dargestellt von Dr. K. Amelung. Mit Bildnis. 3,60 Mk., geb. 4,50 Mk.
E. M. Arndt. Sein Leben und Arbeiten für Deutschlands Freiheit, Ehre, Einheit und Größe dargestellt von Rudolf Thiele. 2,40 Mk., geb. 3 Mk.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
53. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 46: Sozialreform — Die Disziplin der Richter — Das Eigentum (Schluß) — Verlorne Kräfte. Von Charles Fink: 3 — Kunstkritische Spaziergänge. Von einem Peripatetiker: 1. Der Krieg von Franz Stuck — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Volksgeist, Parteigeist, Klassengeist; Die Zeitungspostgebühr; Preußisch oder deutsch? Ein Nachwort zur Ehrensoldfrage — Schwarzes Bret

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer**, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Korbflaschen

☛ zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem Medizinal-Cognac garantirtes Weindestillat Mk. 8. 3 Liter **Cognac grande Champagne** Mk. 12. 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** 2c. Mk. 6.25. Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt Mk. 24, alles incl. und franko.
Rich. Kox, Importgeschäft, Duisburg a. Rh.

Antiquariats-Katalog XXIV

erschien soeben und bitte zu verlangen.
Inh.: Theologie, Philosophie u. s. w.
Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck), Berlin W 9, Linkstr. 4

Verl. von Joh. Herrmann, Zwickau i. S.
Dr. H. Ebeling, Der Weg zur Seligkeit und die Irrwege unsrer Zeit. Glaube, Irrlehre, moderne Abgötterei im Lichte der Bibel. 100 S. 8°. Preis 1 Mk.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

* Zahlreiche **freiwillige** Anerkennungsschreiben, nicht eingeforderte, wie dies sonst meist üblich. *

Auch diesmal ist das Tuch zur Altar- und Kanzelbekleidung zu unsrer vollen Zufriedenheit ausgefallen.
18. Februar 1894. B.., Pastor, B.. bei Priemhausen.

Anzug- u. Ueberzieherstoffe

für Herren und Knaben,
Altar- und Kanzeltuch
in den stilgemäßen Farben,
echt und reinwollen,
gediegenes Fabrikat
versendet direkt an Private zu **billigsten Preisen**
Th. Herrmann,
Sagan Nr. 34 (Schlesien).

Besten Dank für heut empfangene Sendung. Mit Ihnen kann doch niemand konkurriren. Ihre Sachen sind wirklich ausgezeichnet und dabei billig.
4. April 1894. F.., Pastor, T.. (Holstein)

* Reichhaltige Musterauswahl frei! *

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Als **Festgabe** für die Feier des dreihundertjährigen Geburtstages Gustav Adolfs wird empfohlen:
31.—35. Tausend

Gustav Adolf

Ein christliches Heldenleben. Von **D. Paul Kaiser**, Pfarrer an St. Matthäi in Leipzig. Zur Jubelfeier des dreihundertjährigen Geburtstages Gustav Adolfs am 9. Dezember 1894. Dem deutschen evangelischen Volke dargeboten. Mit zahlreichen Abbildungen.
Preis 50 Pfge.
Partiepreis von 50 Exemplaren an 40 Pfge.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ganze Bibliotheken wie einzelne Werke von Wert kauft gegen sofortige Zahlung zu den höchsten Preisen
Alfred Lorentz, Antiquariat, Leipzig, Kurprinzstr. 10.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig